

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Schriftleiter i. V.: Dr. Herbert Gruhn, Breslau 1, Vorderbleiche 7

Nummer 6

Juni 1933

Jahrgang X



Artur Ressel

Bildnis

WENN STEINE REDEN . . . !

Von M. Hellmich

In unserer schlesischen Heimat stehen überall verstreut Steindenkmale, die uns von der Vergangenheit berichten nach der Art der Ortschronisten, die im engbegrenzten Gesichtskreise ihrer Umwelt als wichtig auch solche Ereignisse verzeichnen, die auch eine eingehende Landesgeschichte nicht kennt oder als unwesentlich nicht berichtet. Solche Steine reden aber auch zu uns, — und wie eindringlich können sie das —; doch nur der vernimmt ihre Berichte, der sich mit ihnen, ihren Formen und Zeichen vertraut gemacht hat. Denn nicht jeder ist so redselig, wie der „Breite Stein“ beim Dorfe Briesen, Kreis Brieg, eine fünf Meter hohe und vier Meter breite, aufrecht stehende Granittafel (1). Auf ihrer der Straße zugewandten Seite ist in vertieften Linien der schlesische Adler eingehauen und darüber folgende Inschrift in lateinischen Großbuchstaben:

Anno 1584 hat der durchlauchte
Hochgeborene Fürst vnd Her, Her
Georg dises Namens der Ander
Herzog in Schlesien zu Liegnitz vnd
Brig disen Weg zu pflastern anfahren
lassen vnd ist vollendet 15 . .

Straverunt alii nobis, nos posteritati.
Omnibus at Christus stravit ad astra viam.

Herzog Georg II. von Liegnitz und Brieg wollte der Nachwelt also verkünden, daß er durch Wegeverbesserung väterlich für sein Land gesorgt habe. Freilich ist das Ende dieses löblichen Tuns leider auf der Inschrift nicht mehr ausgefüllt worden. Die Anbringung des lateinischen Verses darunter entspricht dem Brauche der damaligen Zeit. Er läßt sich sinngemäß so verdeutschen:

Unseren Enkeln baun wir,
wie uns den Weg unsre Ahnen.
Aber dem Menschengeschlecht
wies Christus zum Himmel die Bahnen.

Wird hier von der friedlichen und segensreichen Tätigkeit eines Fürsten erzählt, so berichtet ein recht prunkvoller Bildstock von Buchwald, Kreis Lüben, etwa aus derselben Zeit von einem Ereignis, das so recht die Rechtlosigkeit und Gewalttätigkeit beleuchtet, die damals herrschte. Eine hohe Sandsteinsäule trägt auf ihrem Kapitell einen Würfel, der oben mit



einer Pyramide abgeschlossen ist (2). Auf den vier Seiten steht neben Bibelsprüchen und zwei Wappen, darunter dem derer von Brauchitsch, die Inschrift: „Anno 1565 den Sonnabend for Ostern ist der edle ehrenfeste und wohlbenamte Friedrich von Brauchitsch von Brauhsdorf von Georgen und Stehffan Rothkirchen Gebrudern von Panten alhier zum Buchwald jemerlichen, ybel und boslichen erschossen und umbracht worden. Dem Gott in Ewikeit genedig und barmherzig sein wolle.“ Das Volk erzählt sich, hier hätten zwei Junker ein Duell mit Armbrüsten ausgefochten. Wahrscheinlich hat der Pfeil in einem der Wappen den Anlaß zur Annahme gerade dieser Waffen gegeben.



Auf hundert Jahre nach diesem Zeitabschnitte, gleich nach Beendigung des großen Krieges, weist ein anderes Denkmal, eine Art Bildstock beim Dorfe Woisselsdorf, Kreis Grottkau, das die Sittenverwahrlosung durch die eben verfllossene Schreckenszeit grell beleuchtet (3). Hier trägt eine schlanke Säule eine Tafel, deren eine Seite den Kruzifixus mit der bekannten Gruppe am Fuße des Kreuzes zeigt, während auf der Rückseite sich folgende lateinische Inschrift findet:

S. V. B.

Venerabilis Perpetuor(um)

Vicarior(um) Collegii Cathe-

dralis Wratislaviensis

Villae Hereditariae

Woißelsdorf

Procuratura

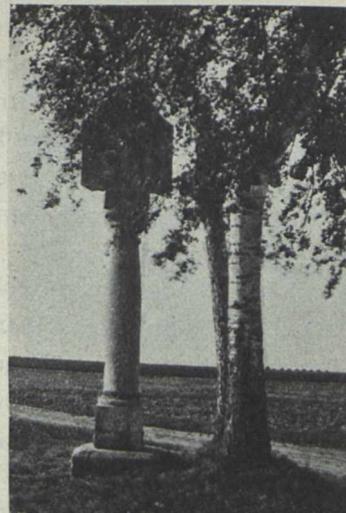
V. P. Martini Schumii Vicar(iorum) Senior(is).

Stat statera Aequitatis

Pro mulcta Iniquitatis.

16 50

Von dieser Inschrift machen die drei Buchstaben an der Spitze der Deutung die größten Schwierigkeiten. Während von einer berufenen Stelle angenommen wird, daß sie vielleicht „sub—unter“ bedeuten sollen, glaubt Herr Pfarrer Wels in Woisselsdorf, dem ich auch weitere Mitteilungen über den Anlaß zur Aufstellung der Säule verdanke, daß sie bei der Auffrischung im Jahre 1870 entstellt worden sind.



Woisselsdorf hatte seit 1530 an die Grundherrschaft, die Vikarien- und Mansionarien-Kommunität des Breslauer Domes Zinsgetreide zu liefern. Dazu erschienen immer drei Vikare am „Dreidings“-Tage. Im Jahre 1650, also kurz nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges, scheint es dabei infolge der Not, in der sich die Bauern zweifellos befanden, zu Streitigkeiten gekommen zu sein, die sich bei der damaligen Verwilderung nicht nur auf Worte beschränkt haben werden und sich wahrscheinlich hauptsächlich gegen den R. P. (lehrwürdigen Pater) Martin Schum, dessen Name auf der Tafel genannt wird, als den Senior des Vikarien-Kollegiums und Führer der Deputation gerichtet haben. Aus der Errichtung eines Sühnedenkmals, entweder durch einen einzelnen Schuldigen oder vielleicht auch durch die widerspenstige Gemeinde, möchte man sogar folgern, daß es dabei zu Tötlichkeiten gekommen ist. Als Sühnedenkmal steht daher jetzt: „Die Waage der Gerechtigkeit zur Sühne des Unrechtes“, wie die beiden letzten lateinischen Zeilen besagen. Der Domherr Martin Schum ist 1652 zu Breslau gestorben und im Kleinchor des Domes beigesetzt worden. Nach der von Herrn Pfarrer Wels freundlichst mitgeteilten Ortssage wird der Wanderer, der um Mitternacht an der Säule vorbeigeht, in die Irre geführt, muß eine Stunde im Kreise herumlaufen und findet sich nachher todmüde an einer ganz anderen Stelle erst wieder zurecht.

In die Zeit des großen Landsterbens, in der die furchtbare Beulenpest, der „schwarze Tod“, ganze Dörfer verwüstete, führt uns das Pestkreuz bei Lampersdorf, Kreis Oels (4). Neben dem Bibelspruche Joh. 5.: „Es kommt die Stunde, in welcher alle, die in Gräbern sindt, werden hören die Stimme des Menschen-Sohnes undt werden herfür gehen“ gibt das Kreuz noch folgende Schilderung: „Anno 1600 im Landsterben sindt von Lampersdorff 216 Personen gestorben, welche alhie begraben, undt ist von dem Edlen, Ehrenvesten wolbenambten Herrn Conrad Domnig von Nippen, Erbherren zum Lampersdorff, dieser Stein zum gedechtniß aufgerichtet worden“. Auf der anderen Seite ist der Gekreuzigte in hoherhabener Arbeit dargestellt, während auf der Schriftseite jeder der beiden Seitenarme ein Wappen trägt.



4

Ähnlich dem oben beschriebenen Bildstocke von Buchwald klagt in Hainwald, Kreis Goldberg-Haynau, ein über dem Querbalken mit einem Halbkreise statt des Kopfbalkens gekröntes Kreuz in gerechter Entrüstung: „Anno 1760 ist allhier auf dieser Stelle ein junger Pursche von 18 Jahren, Abraham Brißler alhier von Harpersdorf von einem bösen Herrscher durch einen Schuß gotloser Weise um sein Leben gebracht.“

In dieser späten Zeit, wie schon etwa seit dem Jahre 1500, werden solche Denkmale nicht mehr, wie früher, von den Tätern, sondern von der Familie des Getöteten errichtet, ähnlich

wie die bayerischen Marterln. Vorher war ein Täter, der seinen Verpflichtungen aus dem Vergleich mit den Angehörigen des Erschlagenen nachgekommen war, gegen alle Vorwürfe wegen seiner Tat geschützt. Wie übel die Nennung des Namens auf den späteren Kreuzen empfunden wurde, erkennt man an dem Kreuze von Löwen, Kreis Brieg (5). In der Inschrift: „1617. 15 Aprilii wurde alhier unschuldiger Weise erstochen George Friedrich Brandtner, ein Jüngling von 20 $\frac{1}{2}$ Jahren von einem Mörder George aus dem Sächschen gebürtig“ ist der Familienname, sicher von der Hand des Totschlägers oder auf sein Betreiben durch Steinhiebe vollständig ausgetilgt.



5

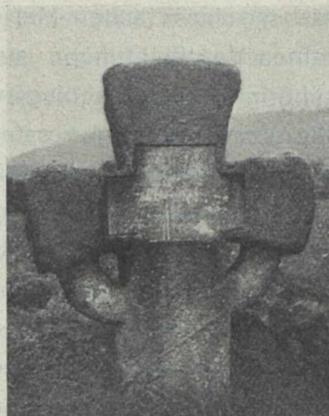
Zwar deutlich zu lesen, aber ungedeutet nach ihrem Sinne, ist die Inschrift auf einem plumpen Kreuze, das in Schmottseiffen, Kreis Löwenberg, im Steckelschen Garten liegt. Sie lautet auf der Vorderseite: „Ursula, die Marx-Langen, hatte schir ildter 12 an der Zahl. Gott rufte mitten aus Leben zum Unglück durch einen Donnerschal. Beider Nahmen Andreas wahr“. Auf der Seite steht: „Wie im Nahmen gleich im Jar, das nah an 12 Jar des Erdenlebens genossen hat, den 2. August um 1 Ur, da man 1702 zehlt.“ — Nur soviel geht daraus hervor, daß das Kreuz ein echtes „Marterl“ ist, dem man Kreuzform gegeben hat. Offenbar sind hier zwei Knaben in ihrem zwölften Lebensjahr vom Blitz erschlagen worden. Daß sie etwa Zwillingskinder der Ursula Lange gewesen seien, kann man wegen des gleichen Vornamens nicht annehmen. Wahrscheinlich ist der Text durch den Steinmetzen durcheinander geworfen und verballhornt worden.

Daß Inschriften auf den Kreuzen auch irreführen können, dafür gibt es auch Beispiele. So berichtet das Kreuz auf dem aufgelassenen Kirchhofe an der Jahnstraße in Breslau(6) kurz und bündig: „1574 den 3. Aprilii ist erweiterrtt der Kirchoff.“ Das Kreuz ist aber zweifellos ein Sühnema, hat gerade passend dagestanden, um die neue Tatsache darauf zu verewigen, und man hat keinen Anstand genommen, es dafür zu benutzen, weil sein ursprünglicher Zweck bereits vergessen war. Anders verhält es sich mit dem sehr schönen alten Sühne-



6

kreuz von Deutmannsdorf, Kreis Löwenberg (7), auf dem man noch jetzt Knauf und Klinge eines Schwertes deutlich erkennen kann. Griff und Parierstange sind aber verschwunden. An ihrer Stelle ist eine Tafel eingetieft, auf der von einem Morde im Dorfe aus neuerer Zeit berichtet wird. Hier ist also die Bedeutung des Kreuzes als Sühnzeichen zwar noch im Volke lebendig gewesen, — der ursprüngliche Anlaß lag aber wahrscheinlich so weit zurück, daß man an seine Stelle ohne Prüfung eine ähnliche Tat unterschob, die noch in der Erinnerung der lebenden Generation war. Als ich Einwendungen gegen den Zusammenhang des Kreuzes mit der inschriftlich bezeugten Tat erhob, wurde ich nur ungläubig auf das Kirchenbuch verwiesen, in dem der neuere Mord berichtet sei. Ob dabei auch des Kreuzes Erwähnung geschähe, wußten meine Gewährleute allerdings nicht zu sagen.



7

Ein anderes Kreuz in Breslau in den Anlagen unweit des Bismarckdenkmals am Königsplatze trägt die Umrisse eines Messers. Dieses, wie die verschiedenen anderen Waffen und Geräte auf den Hunderten von Sühnekreuzen in Schlesien, sind als die Werkzeuge der Tat anzusehen. Das stumme Zeichen wird also hier zum Erzähler. Merkwürdig ist, daß sich auf den Bildstöcken nie eine solche Mordwaffe findet, obgleich sie als Sühnzeichen den Kreuzen durchaus gleichwertig sind. Vielleicht findet hier unbewußt der Sieg Ausdruck, den der rein christliche Gedanke der Versöhnung des Toten mit dem Himmel davongetragen hat über den der altgermanischen Wiedervergeltung, wie er sich nach meinem Dafürhalten in der Darstellung der Mordwaffe ausspricht.

Daß Bildstöcke ebenso wie Kreuze Sühnedenkmal sind, wird durch eine Nachricht aus dem Stadtbuche von Schweidnitz bewiesen. Hier steht nämlich die „Verrichtung“ oder *compositio*, d. h. der Vergleich über den Totschlag „so von Lenhart schnorbein an merthen Hygman zu Panckendorff gescheen ist“. Es werden eine lange Reihe von Sühneleistungen vereinbart: Abbitte bei den Hinterbliebenen, eine Wallfahrt nach Aachen, die Bestellung eines Dreißigsten (Seelenmesse), ein Seelenbad (freies Bad für die Armen), Zahlung eines Arztlohnes von 1 Mark und von 14 Mark für die Kinder, Bestellung eines Leichzeichens (feierliches Begräbnis) und endlich soll der Täter „dortzu setzen eyne steynene Kapelle gegen Panckendorff vor die bröcke und dorayn lassen machen eyn Crewtze auch In eynem Jore“.

Diese Kapelle, ein Bildstock, steht noch heute an der Brücke zum Schlosse(8).



8

Ein Gegenstück zum „Breiten Stein“ bilden die Meilensteine, deren Aufstellung Friedrich der Große nach der Besitznahme von Schlesien an der großen Straße von Berlin über Grünberg und Breslau nach Oberschlesien verfügte (9). Die Steine zur Bezeichnung der vollen Meilen sind einfache, aber recht stattliche Obelisken, während die Unterteilung durch einfache Würfel erfolgte. Diese Steine erinnern an die sächsischen Postsäulen, von denen eine noch in Hoyerswerda steht, atmen aber im Gegensatz zu deren üppigerer Ausstattung den preußischen Geist der Straffheit und sparsamen Einfachheit. Stumm bewahrt sein Geheimnis das steinerne und schon sehr beschädigte Brustbild eines bärtigen Mannes in spanischer Tracht in Löwenberg, welches in eine Straßenmauer am Wege



9



10

nach Hartelangenvorwerk eingelassen ist (10). Über seine Herkunft und Bedeutung ist wohl nichts bekannt geworden. Ich habe im Orte selbst vergebens danach geforscht.

Etwas ganz anderes als die oben erwähnten Waffendarstellungen auf den Sühnekreuzen, nämlich Grenzzeichen, sind die einfachen Andreaskreuze auf Felsblöcken und alten Steinfiguren im Siling (Zobten)gebiete. Sie erinnern an die Grenzbegehung Herzog Heinrichs I. am 9. Mai 1209, als er die streitige Grenze zwischen dem eigenen und dem klösterlichen Besitz am Siling neu festlegte und durch diese Zeichen sichern ließ. Man findet sie heute noch auf den rätselhaften Figuren der

Jungfrau und des Bären, des Kiefendorfer Mönches, des Rumpfes in Zobten und der Striegelmühler Sau, die jetzt auf dem Berggipfel aufgestellt ist, sowie auf verschiedenen Steinen und Felsblöcken am Wege von Striegelmühle zum Gipfel, während andere Steine bis nach Gorkau, Bankwitz und Qualkau verschleppt worden sind.

Grenzsteine neuerer Zeit haben schon die zweckmäßigere Form von Steinsäulen und tragen Zeichen oder Wappen, wie z. B. der Grenzstein im Mönchswalde unter dem Heßberge bei Jauer (11) den Krummstab als Sinnbild des Klosterbesitzes von Leubus — daher der Name Mönchswald — oder



11

die von 1566 datierte prunkvolle Säule, jetzt im katholischen Pfarrhofe in Zobten, mit ihren Wappendarstellungen. Solche Wappen werden in späterer Zeit sehr beliebt. Eine ähnliche Säule mit Adelswappen steht z. B. bei Klein-Tschirbsdorf, Kreis Goldberg-Haynau, während in der Umgegend von Koppitz, Kreis Falkenberg, einfache Steinsäulen mit dem Krummstabe wieder Kloster- und weltliche Herrschaftsgrenzen bezeichnen. Den Besitz zweier geistlicher Orden scheiden die Grenzsteine an der deutsch-tschechischen Grenze beim Haferplane auf dem Rabengebirge zwischen Schömberg und Schatzlar. Dort stoßen die Besitzungen des Klosters Grüssau, Kreis Landeshut, und der Jesuitenresidenz Schatzlar zusammen. P. Nikolaus von Lutterotti, dem ich die folgenden Erläuterungen verdanke, hat über diese sehr schwankende Grenze Beiträge in seiner Arbeit über „die böhmischen Dörfer des Zisterzienserklosters Grüssau in Schlesien“ im Jahrbuch des deutschen Riesengebirgsvereins (Hohenelbe) gebracht. Die Steine sind im Jahre 1727 unter dem Grüssauer Abt Innozenz Fritsch (1727—1734) gesetzt worden. Die größeren zeigen auf der deutschen Seite das Grüssauer Stiftswappen mit Abtsmitra und Krummstab und, wie die kleineren, die Jahreszahl 1727 und die Initialen I(nnocentius) A(bbas) G(rissoviensis) (12). Auf der tschechischen Seite ist das Wappen des Jesuitenordens, nämlich IHS in der Strahlensonne und die Initialen R(esidentia) S(chatzlariensis) S(ocietatis) I(esu) angebracht.



12

An einen einzelnen Geistlichen erinnert eine Grabplatte, auf der am Kopfende die Inschrift Petrus Schottog Pleb(an)us aus (?) cant. und darunter ein Kelch eingemeißelt zu erkennen sind (13). Sie lag früher an der Dorfstraße in Domslau, Kreis Breslau, als Steg über den Seitengraben, soll aber jetzt — leider — als Stufe am Nordeingange zur alten Schule verwendet worden sein.



13

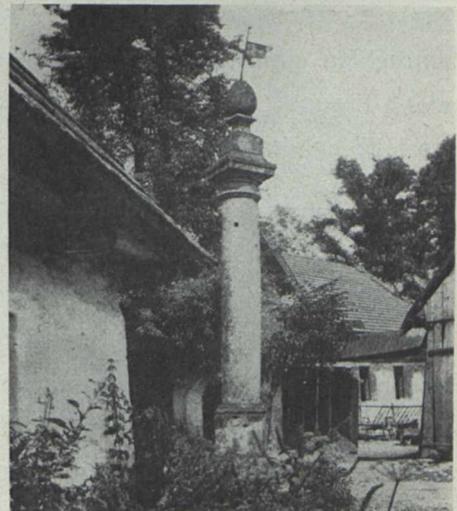
Sehr viele Steine erzählen uns auch von dem auf germanischen Anschauungen und Überlieferungen fußenden Rechtsverfahren des Mittelalters, das erst im Lauf der letzten 150 Jahre außer Gebrauch gekommen ist. Von den Steintischen, an denen das Schöppengericht

unter freiem Himmel tagte, stehen freilich nur noch zwei, in Strehlen und Trautliebendorf, in ihrer alten Aufstellung, während die Steinplatten von zwei anderen in Brieg und Frankenstein zwar erhalten, aber in eine Hauswand eingemauert oder als Pflaster auf einem Schulhofe noch zu sehen sind. Der Tisch von Trautliebendorf ist sogar noch von neun hockerartigen Sitzen, zum Teil mit Rückenlehne, umstellt (14).

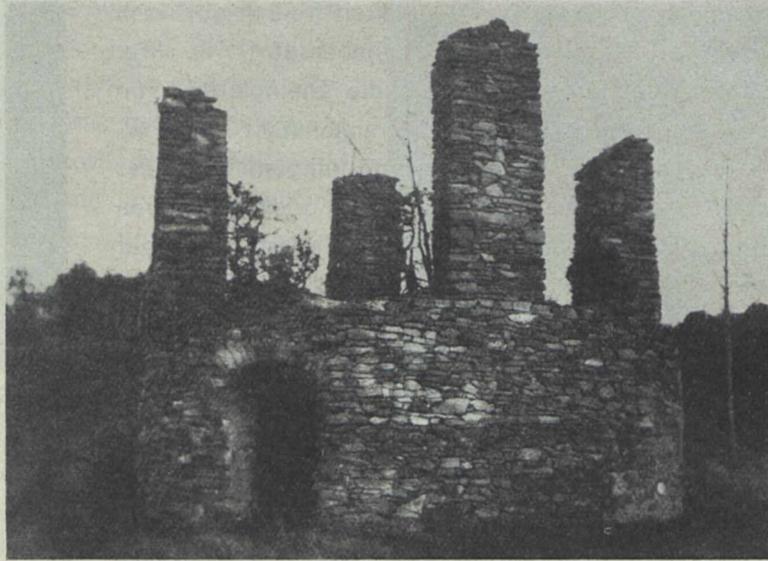
Viel eindringlicher aber reden heute noch die Denkmale des peinlichen Gerichtes: Staupsäule und Galgen, die Geräte der unheimlichen Gestalt des Henkers. Ihr Bestand war um die Wende des 18. Jahrhunderts gefährdet durch die anderweitige Auffassung vom Zweck der Strafe. Beherrschte im Mittelalter der Gedanke der Wiedervergeltung die ganze Rechtsanschauung bis herab zu den „Peinlichen Gerichtsordnungen“ Kaiser Karls V. — der Karolina von 1532 — und der Kaiserin Maria Theresia — der Theresiana von 1769 —, so gewann wenig Zeit nach der letzteren der Gedanke, durch die Strafe eine Besserung zu erzielen anstatt abzuschrecken, immer mehr an Boden. Die Galgen und Staupsäulen erschienen als Symbole einer finstern Zeit, und manches dieser, einst als Sinnbilder der Gerichtsbarkeit hochgeschätzten Denkmale verfiel dem Abbrüche. Immerhin hat sich noch eine Anzahl von ihnen in die Gegenwart herübergerettet. Sie erfahren sogar jetzt wieder vielfach die Pflege, die sie als Geschichtsdokumente verdienen. Sind doch in den letzten Jahren z. B. die Staupsäulen von Heinzendorf, Kreis Habelschwerdt, Rückers, Kreis Glatz, und Trachenberg, Kreis Militsch, wieder aufgestellt worden und können jetzt wieder die Gegenwartsmenschen an Zeiten erinnern, die sie gewiß nicht gerne miterlebt hätten, sowie ihre bisher noch unberührt von der Zerstörung gebliebenen Genossen in Breslau, Habelschwerdt, auf dem Kynast, in Koritau, Kreis Glatz (15), Kostenblut, Kreis Neumarkt, Rogau-Rosenau, Kreis Schweidnitz, Rothsürben, Kreis Breslau, Grüssau, Kreis Landeshut, und noch andere.



14



15

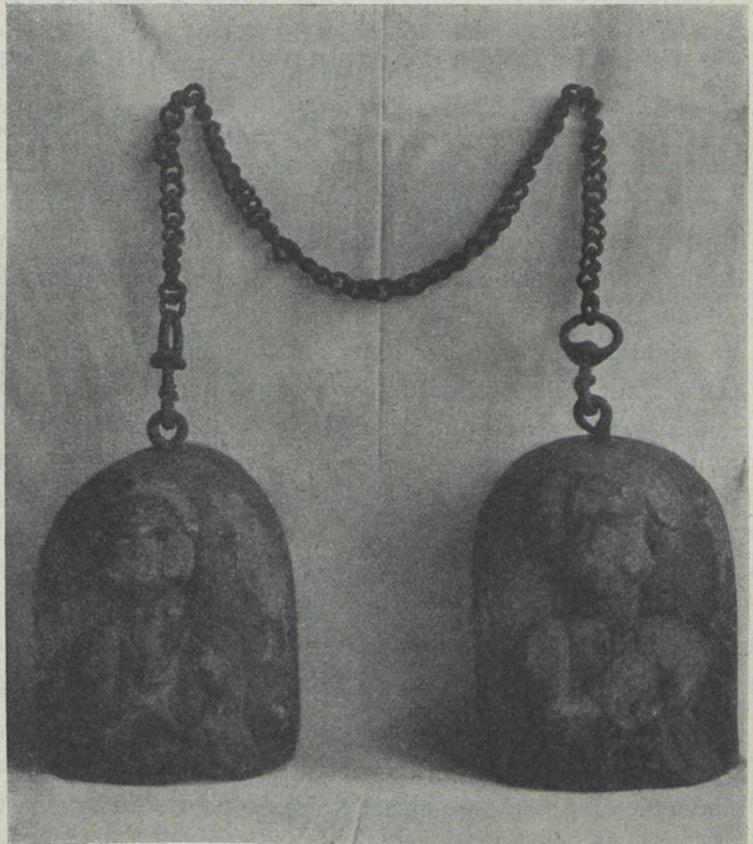


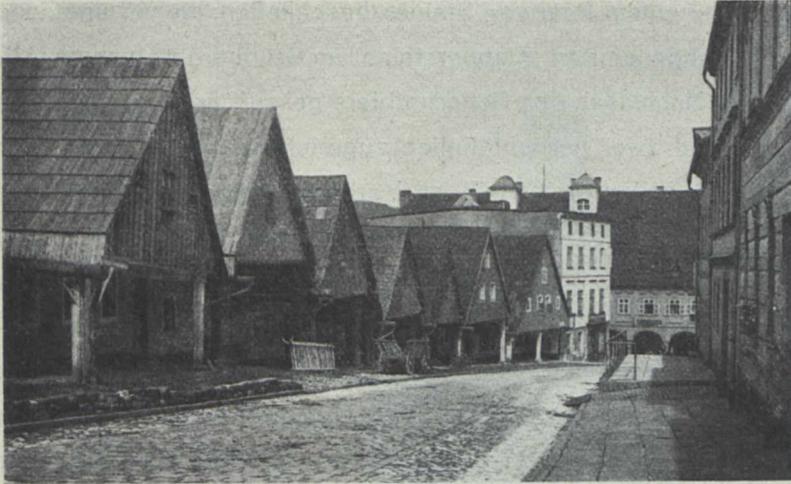
16

Hoffentlich werden auch diese bald wieder würdig hergestellt: Die Gabersdorfer Säule, die jetzt die Ortstafel trägt (Kreis Glatz), die von Arnsdorf, Kreis Hirschberg, die in die Kirchhofsumwehrung eingebaut ist, die von Heinzendorf, Kreis Lüben, von der das oberste Stück des Säulenschaftes herabgefallen daneben lag, die von der Gröditzburg, Kreis Goldberg-Haynau, die als Schaft ohne Bekrönung vor dem Eingange zur Burg steht, die von Striegau, welche jetzt in den Anlagen eine Blumenvase tragen muß, und die von Hannsdorf, Kreis Glatz, die in einer Schmiede eingemauert stehen soll. Für die von Gießmannsdorf, Kreis Bunzlau, und Groß Tinz, Kreis Nimptsch, möchte ich eine bessere Aufstellung empfehlen und der einzigen hölzernen von Peterwitz, Kreis Schweidnitz, wünsche ich einen Freund, der sie durch Konservierung des Holzes vor dem sonst unvermeidlichen Verfall schützt.

Die Galgen von Kanth, Kreis Neumarkt, Kauffung, Kreis Schönau (16), und Rengersdorf, Kreis Lauban, werden wohl noch für Jahrzehnte in ihrem Bestande erhalten bleiben. Bei Faulbrück, Kreis Reichenbach, Leipe, Kreis Jauer, Groß Rosen, Kreis Sriegau, und Steinseiffen, Kreis Hirschberg, ist der Verfall allerdings schon sehr weit fortgeschritten. Die beiden zuerst genannten haben aber nicht nur Einbuße in ihrer Gestalt, sondern auch an ihrer Bedeutung bei den Umwohnern erlitten. Ihr Zweck ist schon so in Vergessenheit geraten, daß der Galgen in Faulbrück als Heidentempel angesehen wird, während in Leipe der Galgen bei den Umwohnern der ganzen Gegend, trotz seiner gut erkennbaren Gestalt mit zwei noch stehenden Pfeilern, als Tempelschloß gilt.

Meine Ausführungen möchte ich mit einem Paar von Steinen beschließen, die vor unnützen Reden warnen sollten. Das sind die sogenannten „Klappersteine“ im Grünberger Museum (17), die ein eifriger Liebhaber aus dem Nachlasse des Scharfrichters gekauft und dem Museum ihrer Heimat geschenkt hat. Es sind zwei gewichtähnlich zugerichtete Steine, auf deren Vorderfläche je eine Frau bis zu den Knien dargestellt ist. Verbunden sind sie durch eine 90 Zentimeter lange, flachgeschmiedete Kette. Das Ganze wiegt etwa 15 Kilogramm und wurde klatsch- und zanksüchtigen Frauen umgehängt. Unter dieser Last wurden sie an belebten Markt- oder Kirchengangstagen vom Henker durch die Stadt geführt, dessen Begleitung die Schande der so der Verspottung durch das Volk ausgesetzten Frau noch erhöhte. Wie überzeugend mögen dabei die Steine zu allen jenen geredet haben, deren Zunge sich ohne eine solche Warnung sonst nur zu gerne und leichtfertig an der Ehre ihrer Mitbürger wetzte!





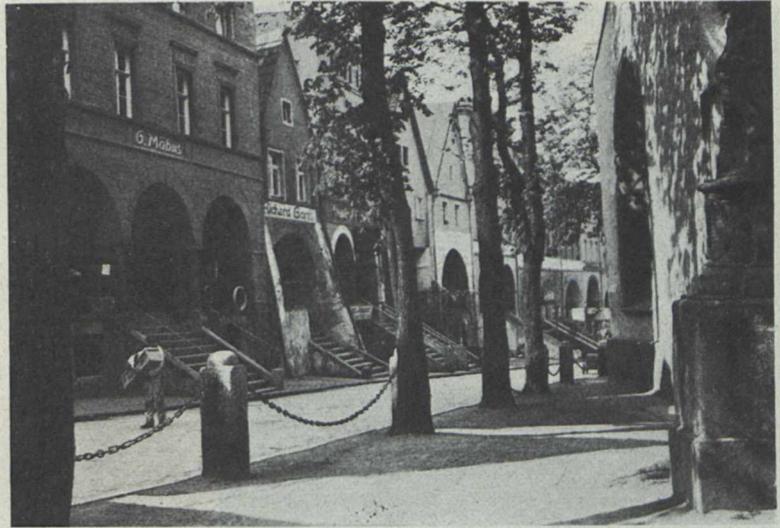
Mittelwalde (Grühlicherstraße)

Schlesische Laubenhäuser als Zeugen ältester Siedlung

Von Fritz Wiedermann — Mit Aufnahmen des Verfassers

Die Formen der Siedlung und die Bauweise der Wohnhäuser sind für die Bestimmung der Stammeszugehörigkeit im gesamtschlesischen Raume von ausschlaggebender Bedeutung. Der Nachweis siedlungsgeschichtlicher Zusammenhänge ist besonders für die Grenzlandarbeit außerordentlich wertvoll und bildet eine wichtige Waffe im Kampfe um das Deutschtum im schlesischen Lande. Für die siedlungspolitischen Anrechte unseres Volkes auf die Länder Schlesien, Mähren und Böhmen bildet das schlesische Laubenhaus ein wichtiges Glied in der Kette der Beweise. Daß diese drei Länder in vorgeschichtlicher Zeit bis zur Völkerwanderung von ostgermanischen Stämmen besiedelt waren, ist bekannt genug; weniger bekannt ist, daß die Reste dieser Stammeskulturen heute noch im Bilde der Heimat spürbar sind. Neben den Bodenfunden, die echte, unverfälschte Zeugen ihrer Zeit sind, zeigen uns die Baudenkmäler die Entwicklungskurve vom Germanentum über die Wiedereindeutschung zur bodenständigen Volkskunst unserer Vorfahren.

Zu den markantesten Beweisstücken gehört das **L a u b e n h a u s**, das in Schlesien und im sudetendeutschen Raume gleichmäßig verbreitet ist. Seine Geschichte ist nur lückenhaft erforscht, denn viel zu spät ist die Aufgabe des Heimatschutzes erkannt worden, der die ehrwürdigen Baudenkmäler erhalten und die Zeugen alter Baukunst schützen will. Das Laubenhaus als Kennzeichen germanischer Wohnkultur ist durch die siedlungsschwache Zeit des ersten Jahrtausends von den Resten der deutschen Bewohner in die Zeit der Wiedereindeutschung herübergerettet worden. So wurde es zum Bindegliede zwischen den Zeitaltern und beweist unleugbar den germanischen Einschlag der drei Länder. Damit ist es zum wichtigsten Träger der deutschen Rechtsansprüche geworden.

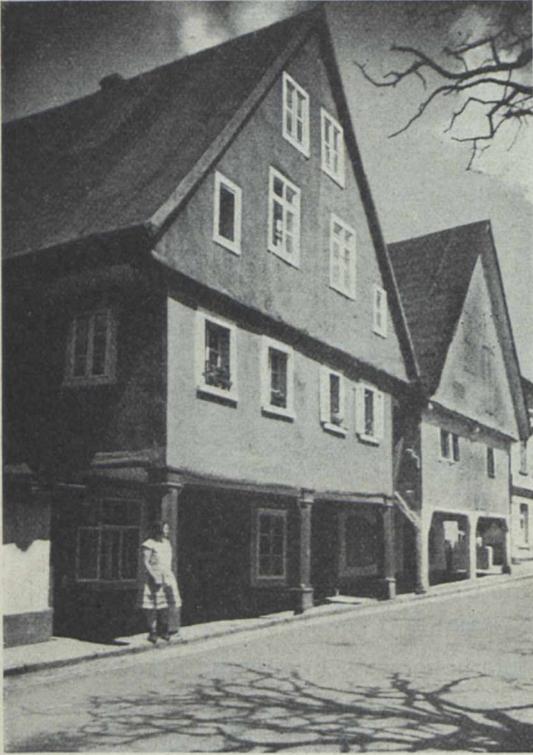


Laubenhäuser finden wir vor allem in den Städten und Dörfern der Sudetenberge. In Hirschberg, Trautenau (Böhmen) und Neu-Titschein (Mähren) umgeben sie den Marktplatz und zeigen das ursprüngliche Gepräge aus mittelalterlicher Zeit. In anderen Städten bilden die Häuser zusammenhängende Reihen, oder einzelne Bauten beweisen, daß einst ein Kranz von Laubenhäusern den Ring umgab. In Görlitz, Jauer, Striegau, Bolkenhain, Schömberg und Landeshut stehen wertvolle Zeugen der alten Laubenarchitektur, aber auch Böhmen besitzt noch genug Beispiele, so in Hohenelbe, Arnau, Braunau Prag und Budweis. In fast allen Städten waren bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts malerische Lauben zu finden. Nicht weniger reich ist auch Mähren. Neben dem bereits erwähnten Neu-Titschein finden wir sie in Mährisch-Altstadt, Prerau, Grulich und Brünn. Daß die benachbarte Grafschaft Glatz reizvolle Laubenhäuser aufzuweisen hat, ist bei der Fülle der Kunstschätze in diesem gesegneten Lande nicht weiter verwunderlich. Die Holzlauben an der Gruhlicher Straße in Mittelwalde zeigen eine ursprüngliche Bauform, reifer und wertvoller sind die massiven Bauten in Landeck und in Glatz. Aber auch Neurode darf nicht vergessen werden.

Die Laubenbauten blieben nicht auf den Gebirgskreis beschränkt. Wir finden sie in Görlitz und in Greiffenberg, auch Breslau zeigte am Salzring (dem heutigen Blücherplatz) eine Anzahl von Holzlauben. In Oberschlesien kamen sie früher häufiger vor, heute blieben nur einzelne Zeugen noch erhalten. Auf der rechten Oderseite sind nur Reste noch zu finden, aber in früherer Zeit mögen sie häufiger gewesen sein. Aus Trebnitz, Wohlau und Guhrau meldet die Chronik von ihrem Stand, in Sulau allein blieben zwei Beispiele einer einfachen Architektur erhalten.

Bekannt sind auch die ansehnlichen Fachwerkbauten mit Vorlauben aus der Lausitz. In Schönberg und in Seidenberg zeigen ihre Konstruktionen den reich entwickelten Stand der Zimmermannstechnik. Aber auch in den früheren Provinzen Posen und Westpreußen gab es zahlreiche Laubenhäuser, in Ostpreußen sind sie nicht unbekannt und auch über

Schöenberg



Brandenburg und Pommern erstreckt sich der Kreis ihrer Verbreitung. Von der Ostsee bis zum Fuße der Tatra bilden sie die Meilensteine des germanischen Siedlungsproblems.

Schwer und wuchtig, wie Riesen auf massiven Beinen, stehen diese Laubenhäuser im Bilde der Städte. Im Erdgeschoß, weit geöffnet nach der Straße, bilden die Lauben breite Vorhallen, die den Bürgersteig überspannen. Die Last der oberen Geschosse wird von Rund- oder Spitzbögen aufgefangen, kraftvolle Gewölbe spannen sich zwischen den starken Pfeilern. Wie malerisch ist das Bild der Laubenhäuser, wenn das Sonnenlicht durch die Bögen flutet und die Schattenkegel der Pfeiler den Hallenraum gliedern. Im wechselnden Spiel von Hell und Dunkel gliedern sich die Räume und zeigen eine köstliche Architektur, die durch zierliche Fassaden und dekorative Portale reizvoll belebt wird. Blickt man beim Schreiten unter den Lauben durch die einzelnen Bogengänge, dann erscheinen die Bilder des Rathauses, der Kirche und der gegenüberliegenden Häuser kunstvoll gerahmt. Die mittelalterliche Welt der Lauben läßt die Neuzeit vergessen und zeigt uns die freundliche, malerische Stadt in der Abgeschlossenheit ihrer ursprünglichen Schönheit.

Wie einst im Mittelalter, so spielt sich auch heute noch das Marktleben im Schutze der Lauben ab. Da werden Obst und Backwaren, Pfefferkuchen und Leckereien feilgeboten, Wäsche, Kleider und Schuhe, Hausgeräte und Schnitzwaren, Sämereien und Töpferwaren, alles, was die kleine Stadt erzeugt oder für ihren Bedarf braucht, das ist unter den alten Lauben zu finden. Im Schutze ihrer Gewölbe sitzen am Abend die Alten auf der Bank vor der Haustüre und beschließen den Tag mit einem vergnüglichen Schwatz. Noch tragen die alten



Laubenzeilen die überlieferten Namen, die an die einstige Bestimmung erinnern. Die Brotlauben und die Tuchlauben, Honiglauben und Bäckerlauben. Die Fesseln der strengen Zunftgesetze sind längst gefallen, aber die Erinnerung an die Welt des Mittelalters ist wach geblieben bis in die Gegenwart.

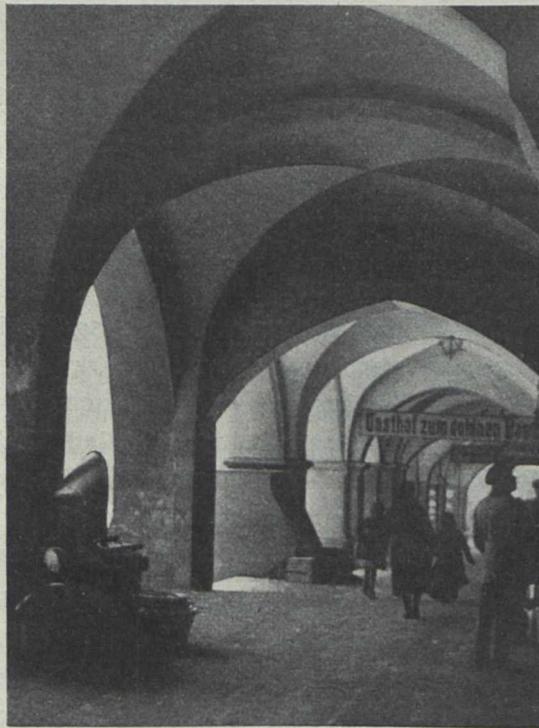
Woher stammen diese Laubenhäuser? Früher glaubte man die Bauform von italienischen Vorbildern ableiten zu müssen. Aber die Forschung hat festgestellt, daß die italienischen „Vorbilder“ viel jüngeren Datums sind als die schlesischen Beispiele. Die Laubenhäuser gehen vielmehr auf germanische Bauformen zurück, sie dürfen als gradlinige Nachkommen der Vorlaubenhäuser angesprochen werden. Diese Bauformen sind überall von den Ostgermanen gebaut worden, zahlreiche Bodenfunde, auch in Schlesien, beweisen unzweifelhaft das Vorhandensein dieser Lauben. Sie sind vor allem ein Kennzeichen des nordisch-germanischen Kulturkreises geworden und sind den Ostgermanen auf allen ihrer Wanderzügen gefolgt. Auch die Mastenkirchen Norwegens und die Schrottholzkirchen Oberschlesiens sind Kinder des gleichen konstruktiven Stiles. Nur germanische Völker haben verstanden, die dynamische Kraft des Holzes zu gestalten; ihre Naturreligion befähigte sie, den geheimen Kräften organischen Lebens zu lauschen und die Dynamik des Wachstums in ihren Bauten zum Ausdruck zu bringen.

Die deutschen Rückwanderer, die im 12. Jahrhundert nach Schlesien kamen, fanden bei den Nachkommen der Wandalen auch die Formen ihrer Baukunst. Sie übernahmen diese Hausbauten und bewahrten damit die Tradition der Väter vor dem Untergang. Aus dem altgermanischen Ständerbau wurde das Umgebäudehaus, das deutlich verwandte Bau-

konstruktionen zeigt. Die Kraft der Gestaltung und das Wissen um die organischen Kräfte des Holzes gaben den Bauernhäusern ihre anheimelnde und zugleich malerische Form. Aus der alten Vorlaube entwickelte sich der gedeckte Gang, der zu ebener Erde als Umgang, im Obergeschoß als Bühne oder eingebauter Sims bis zur Neuzeit erhalten blieb. Überall in den Sudeten, besonders zahlreich im Glatzer Berglande, aber auch im Bober-Katzbach-Gebirge finden wir köstliche Bauernhäuser mit diesen Stilmerkmalen aus alter Zeit.

Nach dem Vorbilde der Bauernhäuser wurden auch die Wohnbauten in den Städten angelegt. Der Giebel zeigte nach dem Marktplatz oder nach einer der Hauptstraßen, eng drängten sich die schmalen Giebelseiten am Ring zusammen. Um ihrer wirtschaftlichen Vorteile willen wurde die Laube übernommen und vor den Giebel gebaut. So entstanden zusammenhängende Reihen, so formte sich das malerische Bild der kleinen Städtchen. Auch der Massivbau, der viel später einsetzte, übernahm die Lauben. Er übernahm auch gewisse konstruktive Merkmale, die deutlich den Entwicklungsgang vom Bauernhause zum städtischen Patrizierbau anzeigen.

Aus wirtschaftlichen Gründen wurden diese Laubenhäuser bevorzugt. Sie gaben den Rahmen für das Marktleben und hüteten im Schutze ihrer Gewölbe den Handel und den Handwerksinn. Erst das Ende des 19. Jahrhunderts, das dem Materialismus huldigte und den Zauber alter Formen nicht mehr verstand, vernichtete den größten Teil der alten Lauben und zerstörte damit die künstlerische Einheit unserer Stadtbilder. Aber die Neuzeit erkannte, daß starke, volkhafte Kräfte aus diesen Bauten zu uns sprechen könnten und daß sie als Zeugen germanisch-nordischen Erbgutes erhalten bleiben sollen. Darum wendet heute der Städtebauer sein Augenmerk den alten Laubenbauten zu und versucht mit allen Mitteln, ihre Schönheit zu betonen. Als Zeugen des Deutschtums, als Denkmäler völkischer Kraft mögen sie uns erhalten bleiben und bis in fernste Zeiten vom Werk unserer Vorfahren zeugen.



Görlitz (Untermarkt)

Zeichnung nach dem
Leben von Professor
dell' Antonio 1912



CARL HAUPTMANN

Studien-Ausstellung zum Gedächtnis des Dichters im schlesischen Lande

Von **Edmund Glaeser**

Das Werk und das Leben eines Dichters in einer Ausstellung darzustellen, ist immer eine gewagte Angelegenheit. Die Aufgabe ist in den letzten Jahren wiederholt gelöst worden, und wenn sich das Deutsche Institut der Universität Breslau und der Schlesiendienst in diesem Jahre angeschickt haben, zum Gedächtnis des Schlesiens Carl Hauptmann eine Studien-Ausstellung in drei Räumen des ehemaligen Generalkommandos zu Breslau aufzubauen und einzurichten, so haben die beiden Ausstellungsträger deshalb eine ganz besondere Aufgabe übernommen, weil Leben und Werk Carl Hauptmanns nicht in die große Weite ging, sondern leise, eindringlich und zart zu denjenigen spricht, die ihre Heimat mit ihrer ganzen Seele lieben. Der Kreis der Freunde von Carl Hauptmanns Dichtungen geht nicht in die Millionen, das Werk seines Lebens hat nicht die Menschen im Sturme erobert, sondern der nachdenkliche Mensch muß sich selbst das Werk Carl Hauptmanns erringen. Von diesen Gedanken ausgehend, ist mit voller Absicht eine Studien-Ausstellung geschaffen worden, damit jeder, der in das Wesen und Werk des Menschen und Dichters Carl Hauptmann Einblick nehmen will, dies mit besinnlicher Anschauung und Ruhe tun kann. Wie sehr die Besten im Lande an der Persönlichkeit Carl Hauptmanns Anteil genommen haben, zeigen seine verschiedenen Bildnisse in Malerei und Plastik, geschaffen von bedeutenden deutschen Künstlern. Die Ausstellungsleitung hat bewußt eine Aneinanderreihung von Bildnissen und Plastiken Carl Hauptmanns vermieden, seine bildlichen Darstellungen sind Ruhepunkte, um die sich die Schätze aus Leben und Werk sinnvoll gruppieren.

In der Eingangshalle grüßt uns die lorbeerumrahmte überlebensgroße Kalksteinbüste von Edmund Moeller aus Dresden, die uns den stillen, schlichten und gütigen Menschen Carl

Hauptmann geistig nahe bringt und gegenüber im ersten Raume hängt Meister Max Wislicenus 1913 geschaffenes repräsentatives Bild, von dem ebenfalls eine große innere Ruhe ausgeht, das uns aber in seinen Zügen den um die letzten Dinge ringenden Menschen erkennen läßt. Atmet schon die Skizze zu diesem großen Bild Carl Hauptmanns innere Lebendigkeit, so sind die Bildnisse des Dichters im zweiten Raume ganz erfüllt von dem sprühenden Geist, mit dem dieses reiche Leben erfüllt war. Das feine Profil und besonders die Stirn des Dichters grüßt uns in der trefflichen Holzplastik von Professor dell'Antonio, Warmbrunn — gegenüber dem Eingang fesselt uns aber geradezu die große Skizze von Arthur Rudolf —, Carl Hauptmann, die armseligen Besenbinder vorlesend. — Es ist, als spürten wir die Worte in uns klingen, die der Dichter mit der ganzen Liebe seines gütigen Herzens spricht.

Die zweite bildnerische Note dieser kleinen Ausstellung gruppiert sich um die Darstellung der Heimat und der schlesischen Menschen, die der Dichter liebte und mit denen er wie ein Vater mit seinen Kindern bis zu seinem Lebensende verbunden war. Das in dem Maiheft der Schlesischen Monatshefte veröffentlichte Riesengebirgsbild von Alfred Nickisch aus dem Besitze des Museums der bildenden Künste gibt dem einen Raum seine landschaftliche Note, während der andere von einem vortrefflichen Kammbilde des gleichen Meisters aus Breslauer Privatbesitz beherrscht wird. Diese großen Porträt- und Landschaftsbilder werden verbunden durch die liebevollen Radierungen von Erich Fuchs mit Gestalten des schlesischen Bergvolkes, und von einigen schönen Lichtbildern aus der Heimat des Dichters. Das eine zeigt sein Wohnhaus, umrauscht von den Bäumen im Blütenschmuck des Frühlings und im ersten Laub.

Außer den Bildnissen des Dichters und der Landschaft seien noch zwei eindrucksvolle Bildnisse von Carl Hauptmanns Gestalten erwähnt. Sein bekannter großer Künstlerroman, „Einhart, der Lächler“, ist mit dem Leben des Breslauer Malers Otto Mueller zur Wirklichkeit geworden. Es ist ergreifend, wie dieses Leben bis zu seinem Ende im Einhart vorgeschaut wurde. Wenn wir das ganz frühe Selbstbildnis des werdenden Künstlers Otto Mueller betrachten, dann sehen wir dieses gelbe schmale Gesicht mit den dunklen Glut-
augen und dem unergründlichen Blick genau so auf uns niederschauen, wie es uns der Dichter im Einhart geschildert hat; und wenn wir vor der unwahrscheinlich natürlichen Kohlezeichnung von Hannusch stehen, die die Waldenburger Bergarbeiterin darstellt, mit den niedergeschlagenen Augen und den ernsten Zügen, dann lebt vor uns das Bild der Mathilde auf, die gelitten hat, Schweres erduldet, aber nicht zerbrochen ist, sondern überwand und deren Seele fest wurde.

So werden wir durch den äußeren Rahmen und durch die schönen Werke der bildenden Kunst zum Inhalt dieser Ausstellung hingeführt. Wie bei jeder guten Ausstellung eine gute und eindringliche Beschriftung notwendig ist, so wurde auch bei dieser Studienausstellung auf die geistige Führung durch einheitliche Groß-Beschriftung besonderer Wert gelegt. Über den Vitrinen sind die Stationen dieses reichen Lebens in deutlicher, weithin sichtbarer Schrift verzeichnet.

Der erste Raum umfaßt „die Jugend“, — es grüßt das alte Bild des Vaterhauses, des Hotels zur goldenen Krone in Salzbrunn, die Bilder der Eltern, und in der Vitrine Briefe des Mulus an Ernst Haeckel, Briefe an die Eltern, ein Telegramm aus den Sterbetagen der Mutter mit den flehentlichen Wünschen baldiger Genesung, die Doktor-Dissertation und ein Bild des Dichters und seines Bruders Gerhart im Kreise der Jenenser Studienfreunde, —

„den Wissenschaftler“, mit Bildern, Briefen und Manuskripten und sein heute noch gültiges Werk „die Metaphysik in der modernen Physiologie“ und nun die Station „Lebenswende“. Carl Hauptmann hat erkannt, daß in der Wissenschaft die letzten Dinge nicht zu finden sind, und er geht den Weg, den er gehen mußte, als Dichter und Denker. Zum Beginn des Jahres 1890 schreibt er „Familie Hauptmann am Silvester“, „seinem Bruder Gerhart als exakter Beweis dafür geliefert, daß das Leben in Sonnen- oder Mondabschnitten zufällig festgehalten noch kein Kunstwerk ist, sondern nur Rohmaterial, was der Künstlergeist erst formen muß zu sich selbst erklärenden, weil in sich ruhenden Gebilden“. So lauten seine ersten kritischen Worte zu Gerhart Hauptmanns „Friedensfest“.

Carl Hauptmanns erste Dichtung liegt vor. Wir blicken auf die ersten Manuskripte von Marianne, auf sein erstes Schauspiel „Waldleute“ und die Glückwunschtelegramme zur Uraufführung.

In dem großen Schaukasten „Heimatnähe“ sind die Vorbilder, die Manuskripte und die Auflagen seines Rübzahlbuches ausgebreitet, desjenigen Werkes, das jeder heimatliebende Schlesier einmal gelesen haben müßte, sowie die Manuskripte zu Mathilde — Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau — und das Manuskript zu seinem Drama von Bauernhaß und Bauernliebe, „Die lange Jule“. Auf diesem Manuskript stehen die Worte: „Erste Durchschrift vom 20. — 24. März 1911, frühmorgens von 4 — 7“, und damit tun wir einen verstohlenen Blick in seine geistige Arbeit. In der reizvollen Vitrine, beschriftet „Aus der Werkstatt“, ist die Art seiner Arbeit dargestellt, 1919 schreibt er einen „Versuch ins Blaue“. Darunter schreibt er „am 18. Juli 1919, früh 5 Uhr“ und gegenüber ist ein ganzer Schaukasten seinem geliebten Tagebuch gewidmet in seinen Manuskripten und seinen verschiedenen Auflagen.

Ein besonderer Abschnitt in seinem dichterischen Schaffen bedeuten die Werke über das „Führerproblem“. Das Leben „Muhammeds“, das großartige Drama „Moses“, ein „Napoleon Bonaparte“ haben ihn gewaltig bewegt.

Doch nicht nur mit den Großen dieser Welt beschäftigte sich Carl Hauptmann. Er blickte tief „ins Menschenland“ und schilderte die Schicksale von groß und klein, von arm und reich. — „Ismael Friedmann“ und „Die armseligen Besenbinder“, „Schicksale“ und „Nächte“, sie umfassen alles das, was im Menschenland vor sich geht. Den tiefsten Einblick aber, den der Dichter in die menschliche Seele tat, hat er im „Einhart, der Lächler“ niedergelegt. Neben den Manuskripten liegt im Schaukasten, der diese Überschrift trägt, ein Bild des Dichters aus dieser Zeit, und wenn wir diesen gütigen, ernsten und still daherschreitenden Mann erblicken, dann ist uns plötzlich klar, so konnte nur der Schöpfer des Einhart aussehen. Nun geht der Weg weiter zu den letzten Stationen, und wir merken deutlich, wie sich das

Werk des Dichters langsam von der Erde löst. — Carl Hauptmann kommt nicht los von dem ewigen Thema: „Die Seele“, und nichts kennzeichnet sein Innerstes so klar wie die auf dem Manuskript zu dem Vortrag „Seele“ aufgeschriebene Gleichung:

Seele = Urtat = Schöpfer = Gott;
Welt = Werk = Sterbliches = Gestorbenes.

Unter der Überschrift „Erdenferne“ sind seine Werke „Der Krieg“, „Tantaliden“, „Der abtrünnige Zar“ und „Die goldenen Straßen“ vereinigt. „Krieg“ hat er 1913 prophetischen Geistes geschrieben und die „Tantaliden“, die er in den ersten Augusttagen 1918 schrieb, ahnten das Geschick von Kaiser und Reich voraus.

So schreiten wir zur letzten Station „Kampf und Vollendung“, dieser besonders feinsinnig und liebevoll gestalteten Schau, die wie alle übrigen das Werk des treuen Freundes Will-Erich Peuckerts ist. Thomas Myrteks Totenmaske beherrscht diese Vitrine, des Dichters letzte Photographie mit seinem Töchterchen, und die letzte Fahrt im heimatlichen Schlitten auf dem tauigen Schnee durch das liebe Mittel-Schreiberhau machen uns auf einmal wieder Erinnerungen persönlichster Art an seinen Kreis und an seine Heimat lebendig. Hier liegt eine eigenartige, seltene, nirgends veröffentlichte Aufzeichnung:

„Ich bin eine Scheuer oder eine Schatzkammer,
in den Zeiten des Hungers wird man mich gierig suchen und gierig verschlingen.“

Neben seiner Totenmaske liegt sein letztes Werk „Sieg“, das Lied vom Leben und Sterben eines Kantors, das Lied der Vollendung menschlichen Lebens schlechthin.

Carl Hauptmann



Totenmaske von
Thomas Myrtek

Deutsche in der Fremde

Von Charlotte Pauly. Mit Abbildungen nach Pastellen der Verfasserin

Die schlesische Malerin und Schriftstellerin Dr. Ch. Pauly ist vor kurzem nach einer mehr als zweijährigen Studienreise heimgekehrt. Durch Frankreich, Spanien, Portugal, Griechenland, Syrien, Palästina, Mesopotamien, Persien, den Kaukasus und den Balkan führte ihr Weg mit Bahn, Auto und zu Fuß. Eine Auswahl des künstlerischen Ertrages hat Dr. Pauly in einer vielbesuchten Ausstellung im Breslauer Kunstgewerbemuseum gezeigt. Wir haben sie gebeten, etwas aus der Vielfalt ihrer Erlebnisse zu erzählen.

Der Siedler

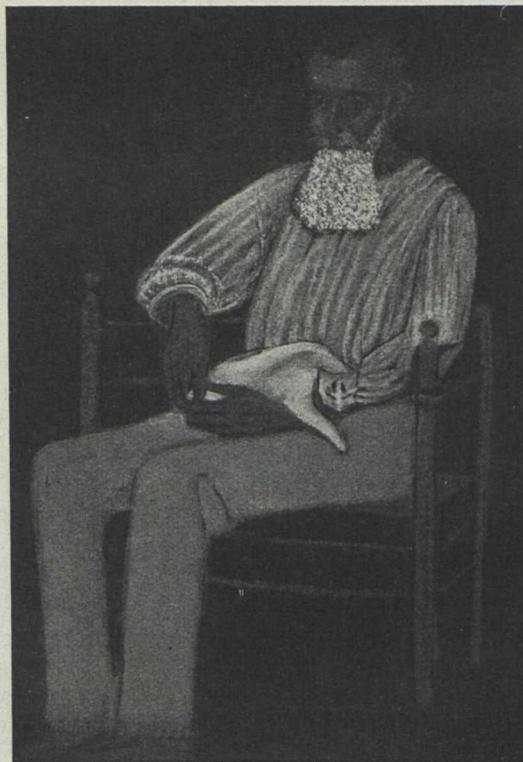
Diesen Siedler lernte ich zufällig in Beirut kennen, einen langen, hagren Mann von Mitte Fünfzig, mit einem erstaunlich feinen süddeutschen tiefbrünetten Rassekopf, wie man ihn samt dem feinlockigen silbernen Langbart auf Dürers oder Holbeins Bildern wiederfindet; in seiner ganzen Art ein wackrer, unzerstörbarer Schwabe, der schon zweimal Vermögen und Heim verlor (durch den Krieg in Palästina und durch die rumänische Bodenreform eine neu aufgebaute Zuflucht im Banat), und der jetzt hier, in der Syrischen Wüste, zum drittenmal angefangen hatte.

Von Damaskus aus folgte ich der freundlich ausgesprochenen Einladung. Es ging dreiviertel Stunden lang im Auto durch hochkultiviertes Gartenland, das im weiteren Verlauf immer dürrtiger bestellt war. Tell-Maskan, auf deutsch Armenberg, acht Kilometer von der Wüste, erschien, ein typisches kleines, aus braunem Lehm geknetetes Araberdorf, mit platten Dächern, auf schwacher Erhebung inmitten großer, durch ferne Hügelzüge und das mächtige Profil des Antilibanon umschlossener Ebene. Jahrhundertlang aufgehäufte Mist verlieh dem Ort die leicht ansteigende Linie. Sein Name beginnt unberechtigt zu werden, seitdem er durch Kanäle und weise Bewässerungsanlagen mit den großen Lebensadern des Landes verbunden ist. Mein Bekannter, Herr K., war vor zwei Jahren als Verwalter von 7000 Morgen un bebauten, zu erschließenden Landes herberufen worden, und der Besitzer, ein reicher Syrer, hatte etwa 42 000 Mark (3000 Goldpfund) während dieser Zeit hineingesteckt, die zum Bau von Kanälen, Brunnen, Obstbaumanpflanzungen, Anschaffung von Motoren und Instandsetzung einiger Wohnungen verbraucht wurden. Seit kurzem hatte sich der frühere Verwalter selbständig gemacht und bewirtschaftete auf eigne Hand 400 Morgen, 40 Prozent der Einnahmen fällt dem Besitzer zu, doch ist der Pächter von sämtlichen Steuern und Abgaben befreit. Mit 5000 bis 6000 Mark Kapital kann man sich hier eine Existenz gründen, das ist doch anders als in Deutschland, meinte er.

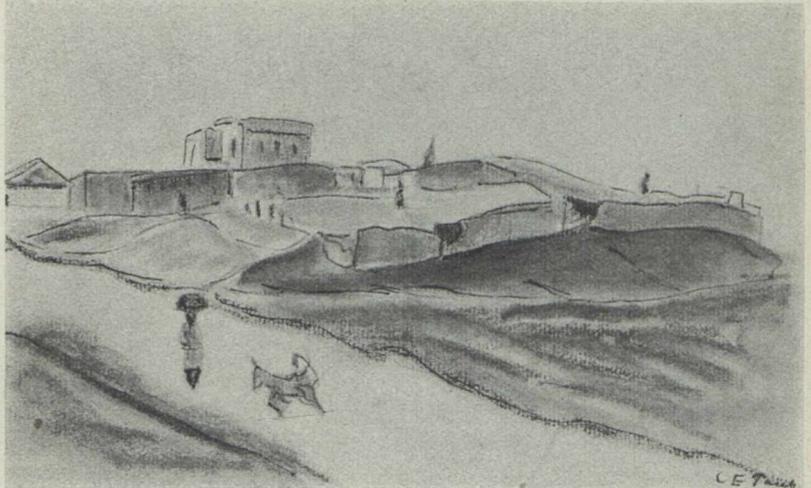
Als dem in Hohenheim (Württemberg) ausgebildeten Landwirtschaftslehrer und Tierzuchtinspektor, früherem Leiter von Landwirtschaftsschulen in Oberschlesien, Palästina und im Banat, war Herrn K. von vornherein dies Unternehmen nicht nur Mittel zum Leben, sondern gleichzeitig Versuchsfeld.

Die Hauptfrucht ist Weizen, der gerade, als wir über die Felder gingen, durch Kamele eingeführt wurde. Acht Kamele — ein vollgeladener Erntewagen — wegen der mangelhaften Wege und vorläufig noch geringer Bespannung dem viel langsameren Einfahren durch Wagen vorläufig vorzuziehen. Das Ernten ist einfach, weil es nie regnet. Beduinen ziehen mit diesen Tieren im Land umher, vermieten sie und sich zur Erntearbeit. Die Verwandlung des bis vor zwei Jahren öden Landes war erstaunlich. Es gab außer dem Weizen große Melonenfelder, Gurken, sehr schöne Durrahgerste und Mais. Nach Kosenne hatte Herr K. Gurken, nach Wicken Mais gebracht. Vor der Saat wird das Feld unter Wasser gesetzt, dann Korn oder Kern in die feuchte Erde gesteckt, dann nach längerer Zeit noch einmal befeuchtet. Wasser- und Felddiebstähle sind an der Tagesordnung, mit Unzuverlässigkeit der Anwohner, Faulheit und Untüchtigkeit der Tagelöhnerfellachen gibt es harte Kämpfe. Über die Beduinen und deren Leistungen sprach er sich dagegen anerkennend aus. Disteln, Quecken waren natürlich nicht völlig gebannt, aber im ganzen das Bild erfreulich.

Im Stall standen einige hagre Exemplare des dunkelbraunen Damaskenernomadenviehs, die ganz leidlich Milch geben, aber nicht fett zu kriegen sind. In der Siede lag ein ausgestopftes Kalb: wenn dies der Mutter nicht gezeigt wird, die es für das weggenommene hält, gibt sie keine Milch. Als Anerkennung für frühere Verdienste um die dortige Viehzucht hatte seine alte Palästinakolonie Wilhema meinem Gastfreund zu dessen großer Freude



Der Siedler

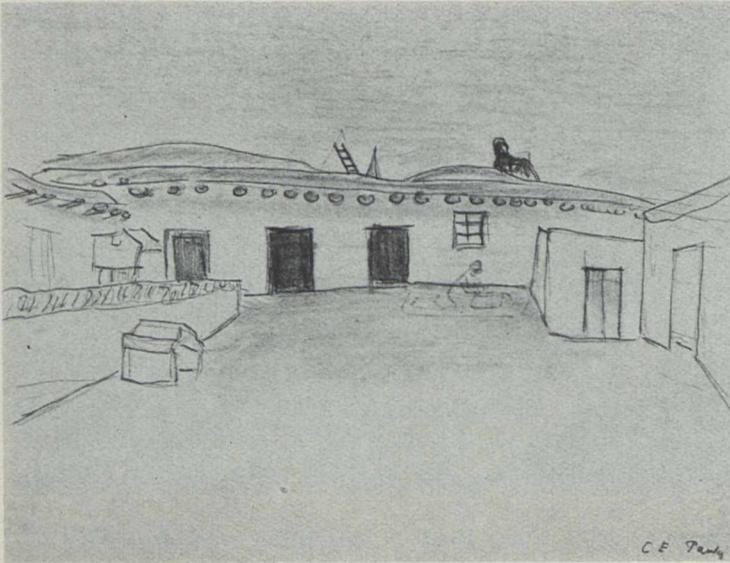


Araberdorf

sieben Stück schöner Holländer schwarzweißer Tiere geschickt, deren pralle Schenkel sich freilich anders ausnahmen. Ein kleiner Esel zum Wasserholen, vier gute, sämtlich reitbare Pferde, die etwas kräftiger waren als das landläufige arabische Pferd, ergänzten den Bestand, wozu noch eine Anzahl abwesender Weidekühe gehörten. Dann suchen wir den Schatten des Hauses, denn es sind 50 Grad Hitze.

Eine Freude, wie man sich beim Eintritt in das einfache lehmgeknetete Fellachenhaus, von Frau und Tochter hergerichtet, gleich im besseren Deutschland befand. Der viereckige Hof, den es nach arabischer Sitte umbaut, ist gesprengt und blitzsauber. In kleinen Ställen Kaninchen und Geflügel, letzteres etwas heimgesucht von der Hitze. Die Zimmer mit eigener Hand freundlich ausgemalt, mit bunten rumänischen Teppichen und schönen Bildern von der Hand des seinerzeit berühmten Malergroßvaters Professor von Keller, Stuttgarter Akademie belebt. Bücher, eine Laute. Überall tritt man dem Schmutz, dem Staub, der erstickenden Hitze, welche manchen Europäer hier mit unentrinnbarer Indolenz schlägt, kräftig entgegen. Auch eine große Badewanne ist vorhanden, in der sich jedes Familienmitglied mehrmals am Tage baden kann. — Schon vorher hat sich überraschend herausgestellt, daß die aus Oberschlesien stammende Frau des Siedlers mit mir in verdämmernden Vorkriegszeiten auf der gleichen Breslauer Kochschule gewesen ist. Nun gibt es Frage und Antwort, Nähe wird von Ferne ausgeschaltet, für eine Weile, statt des kleinen asiatischen Lehmraumes umfassen uns graue Breslauer Straßen, ehemalige Schlafsäle, die grünen Baumkronen schlesischer Gutsgärten.

Die Gespräche umfassen harte, wilde und gute Erinnerungen, die oft nicht leichte Gegenwart, welche den im Haus eingeschlossenen Frauen, die nach Anregung von außen und ein wenig Schönheit dürsten, geistig vielleicht noch schwerer ist als den Männern, die hoffnungsvoll begrüßte Zukunft. In fünf Jahren wird alles anders ausschauen. Die Bäume werden herangewachsen, das Landschaftsbild dadurch belebt sein, es wird mehr deutsche Siedler geben, denn eine vorzugsweise deutsche Kolonie ist geplant. Man wird vielleicht Geld haben,

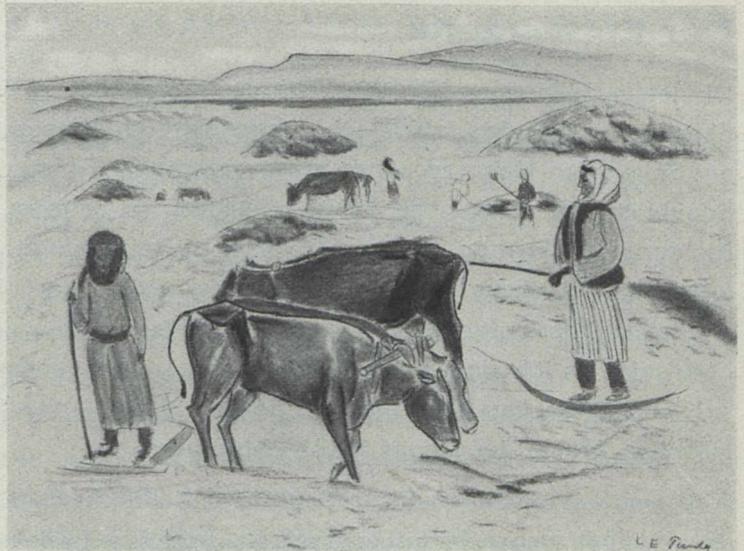


Im Fellachenhof

sich ein besseres kühleres Haus zu bauen, einen Garten herzurichten. Man wird vielleicht ein Automobil haben, um in die Alpenberge des Antilibanon bisweilen zu fahren, der so lockend daliegt, den Schneehermon besteigen. Ich gebe, um die erstaunliche Hitze zu parieren, Erinnerungen aus dem vorletzten Pariser Winter zum besten, als ich nicht heizte...

Schließlich dauert die starke Hitze nicht einmal drei Monate. Im Winter ist es kalt bis 5 Grad unter Null, man heizt von Oktober bis April, das Brennmaterial holt man in der Wüste, eine Art Baumdistel, leicht zu haben. Die Araber heizen meist mit getrockneten Kuh- und Kamelfladen. Das Essen muß man, abgesehen von saurer Milch und Brot und zeitweiligem Gemüse, freilich meist aus Büchsen decken. Aber bei einer ausgebreiteteren Siedlung kommen öfters Autos aus Damaskus, die alles mitbringen werden. Dann wird alles anders sein. Es ist ja erstaunlich, wie sich der Verkehr hierhin schon in diesen kurzen zwei Jahren entwickelt hat. Früher kannte niemand in D. den Namen des winzigen Nestes.

Gegen Abend gehen wir noch einmal hinaus. Es sind „nur“ 29 Grad, das kommt uns kühl vor. Der tägliche Nachmittagswind bläst Staub über Felder und Dorf. Der Antilibanon und die Wüstenberge werden allmählich lila. Schwarzweiße große Trappen fliegen vor uns davon. An anderer Stelle sehen wir viele hundert Störche üben. Wenn sie niedersitzen, gleichen sie den weißen Moslemfriedhöfen von ferne. Es gibt manche Jagd hier, die auf Schakale ist notwendig, denn Melonen und Trauben schmecken denen allzugut, weiter in der Wüste holt man Gazellenbraten und manche Trappe. Beduinen und Fellachen, denen viele kleine schwarze Zöpfe um die Schläfen fliegen, sausen durch den goldenen Abend auf leichten Pferden an uns vorbei zur Schwemme, Frauen in bunten Kleidern, Benzolkannen oder edelgeformte Krüge auf dem Kopf, Türkise oder anderen Schmuck im Nasenflügel, Goldmünzen ums Gesicht, gehen zum Brunnen. Auf dem großen Dreschplatz schnauft der Siedlungsmotordrescher, aber daneben fahren Kinder auf Holzschlitten, nach biblischer Art dreschend,



Ausdreschen des Weizens

die Ochsen im Kreis herum über die Halme, Männer wofeln mit Holzgabeln, trennen Spreu von Weizen. Nahe den Dorfleuten müssen wir Frauen die bloßen Arme bedecken, weil solche auf der Straße strengen Muselmännern ein Greuel sind.

Die 5000 schlanken Obstbäumchen, Aprikosen, Äpfel usw. sind gut angegangen, die Reben schon etwas weniger, von den 2000 Olivenstämmchen sind die meisten weggeblieben, man hätte keine veredelten nehmen dürfen, meint Herr K.

Am Abend sitzen wir unter strahlendem Sternhimmel auf dem Hof in einer Ecke und sündigen etwas mit wassergemischtem Anis oder Arak, Landesprodukt, ein milchweißes, doch trotzdem nicht ganz unschuldiges Getränk. Das einzige, was man hier hat, meint der Schwabe, der von der Heimat an besseres gewöhnt ist; die beiden andren deutschen Siedler finden sich dazu. Und hier, in endlicher Kühle, ein Fünkchen siedlungsmäßigen Dionysos im Kopf, steigen Wahrheiten, Erfahrungen, Erinnerungsmelodien oder auch saftige Erinnerungsflüche mit farbigen Geschichten gen Himmel.

Die Nacht kommt, kühl und um Sonnenaufgang kalt, obwohl es nicht weniger als 22 Grad sind. Der Wind weht beständig. Man schläft bei offenen Türen, auch das Tor braucht keinen Riegel. So sind immerhin die Leute hier, trotz allem, was man an ihnen auszusetzen hat. Im Morgenrauen singt der Muezzin vom kleinen grünen Minarett, der Hauptplatz davor füllt sich mit dem auszutreibenden Dorfvieh, schwarzen langohrigen asiatischen Ziegen, die geradezu an Schafe erinnern, braunen und schwarzen, dünnen Kühen, jungen Eseln, Hirtenbuben im umgedrehten Schafpelz eilen hin und her, die morgenroten Dächer sind bunt von Leuten, die sich von ihren Lagern erheben, die deutschen Frauen kochen Kaffee, putzen und fegen die Zimmer, denn ein zuverlässiges Dienstmädchen ist hier um keinen Preis zu haben, die Männer gehen aufs Feld — und ein neuer arbeitsreicher, heißer Tag beginnt.

Der Entwurzelte

Die letzte Zeitspanne der vier Tage im Sowjetlande erwies sich als höchst unangenehm. Fast sechs Stunden harrte ich, eingesperrt im Waageraum der Zollstation von Batum am Schwarzen Meer, zwischen eisenvergittertem Fenster und verschlossener Tür, auf die Erlaubnis, das italienische Schiff „Chaldea“ zu betreten, welches am gleichen Abend in Richtung auf Stambul auslief. Persischen Reisegefährten wurden Mantelsäume, Mützenfutter und sämtliche Stiefelsohlen auf der Suche nach Rubeln zertrennt. Als ich mich endlich im Eßsaal des Schiffes niederließ, zwischen freundlichen menschlichen italienischen Stewards, wo ich eine warme Mahlzeit zu bezahlen imstande war — während in Tiflis eine solche 5 Dollar, das Brot $1\frac{1}{2}$ Dollar gekostet hätte —, fühlte ich mich dem finstersten orientalischen Traum der langen Reise entronnen.

Aber was war meine Freude im Vergleich zur Schicksalsdankbarkeit des anderen Deutschen, der zerlumpt, mager, barfuß in einem Korridor des Zwischendecks hockte, nach 17 jährigem Aufenthalt aus Rußland verwiesen oder besser gesagt, herausgelassen, und mit seinen seltsamen Erlebnissen Mittelpunkt und Fürsorgegegenstand der Schiffsmannschaft war. Diese bekleidete ihn neu von Kopf bis zu Fuß. Ich nehme teil, besuche, zeichne ihn, lasse mir erzählen . . . Er ist 36 Jahr, mittelgroß, blaß, schwächlich, mit stark gelichtetem, blondem Haar und spärlichem Bart, rundem Gesicht, mit dem freundlichen Lächeln eines Muschiks und dessen betulichem Gebaren. Trotz seines deutschen Namens hat ihn Mütterchen Rußland in diesen langen Jahren wenigstens äußerlich zu einem ihrer Kinder umgemodelt. Er hebt die faltige Haut seiner abgemagerten Hand hoch — „wie bei einer alten Frau“, sagt er in ostpreußischem Dialekt. Er will zu den Eltern zurück, sie haben eine Milchwirtschaft bei Königsberg, bis 1929 hörte er von ihnen . . . „Warum sehen Sie so schlecht aus? —“ „Ich habe doch Skorbut gehabt im Gefängnis in Baku: 17 Monate lang auf dem Zementboden ohne Decke und Unterlage, bei Wasser und Brot. Für 800 Leute ist das Gefängnis gebaut, 4000 sind da untergebracht. Auf den Gängen, in jedem Winkel liegen sie, ganze Familien, mit 8- und 10jährigen. Da ist die Hölle! Viele nehmen sich das Leben. Daß ich da herauskam, ist mir noch immer wie ein Traum. Viele weinten, als ich wegging. Besonders ein Tartar von der Barbarossastraße in Berlin, der seine Verwandten hatte besuchen wollen . . . die kaukasischen Leute sind schlecht: Angeber, habgierig sind sie, tierisch roh mit Frauen und Kindern. In Taschkent sind sie besser.“ — „Also in Turkestan waren Sie auch?“ — „Ja, fast die ganze Zeit. Ich wurde bei Warschau gefangen 1915. Als die Revolution kam, konnten wir gehen, wohin wir wollten. Ich versteh mich auf vieles, bin Mechaniker. Ich habe lange für die Sowjetregierung im Wegebau gearbeitet, hatte 6000 Arbeiter unter mir. Oh, ich war dick, hatte ein schönes Leben, auch eine Frau von dort. Sie ist noch da . . . Eine Weile wohnte ich am Kaspischen Meer, da fing ich Schildkröten, machte mir Eierkuchen aus Schildkröteneiern. Ich schoß auch Bären. Da ist es schön am Kaspischen Meer, Wälder und Wild. Viele Fische. Aber die Fischer dürfen keine fangen, außer wenn sie im Artell (in der Gewerkschaft) sind, von dem Anteil kann aber

keiner leben.“ — „Was machen denn da die früheren Fischer?“ — „Die laufen eben so rum. Einer saß mit mir im Gefängnis in Baku, weil er einen Fisch auf dem Markt verkauft hat. Ja, das Land Turkestan ist gut, in seinen Bergen findet man Gold und Edelsteine, Türkisen. — Wenn ein Tartar Gold gefunden hat, baut er über der Stelle gleich ein Haus. Ich fand gleichfalls Gold . . . Als ich hinkam, vor 15 Jahren, war das ganze Land dort mit Weizenfeldern bedeckt. Überfluß an Vieh hatten die Leute, manche 20 000 Schafe. Mangel gab es wenig. Heut sind die Fleischtiere geschlachtet, nur Kamele und Pferde gibt es noch. Von Moskau aus ist befohlen worden, Baumwollkulturen anzulegen statt des Weizens, nun fehlt es an Brot, die Löhne sind zu niedrig, in den Baumwollfeldern arbeiten Leute, denen die Kleider vom Leibe fallen, oft sinkt einer tot um vor Hunger und Erschöpfung. Vor vier Jahren konnte man noch leben, aber seit den Kollektiven ist es vorbei damit. Alle möchten sie einen Zaren haben, und wenn es nur ein ganz kleiner ist . . . Aber Leute, sagte ich, der Deutsche, zu ihnen, ich weiß es doch genau, habt ihr damals nicht Hände und Füße aufgehoben für die jetzige Regierung? Ja, ach ja, aber wir haben es nicht gewußt. Der Emir von Bochara war ja gekommen, mit 20 000 Mann von Afghanistan, vor ein paar Jahren, die haben erst gesiegt, aber dann haben sie doch wieder weichen müssen. Jetzt hat die Regierung aus dem Emirpalast ein Museum gemacht, es ist eine schöne Burg mit vier Storchnestern, auf jeder Ecke eines. Auch ein Denkmal vom General Kauffmann steht in Taschkent, der das Land den Russen eroberte. Na ja — und meine Arbeiter, als das so weiter ging und sie nicht genug Brot bekamen, wurden mir aufsässig, ich konnte nicht mehr fertig werden mit ihnen, ich wollte nach Hause, zu meinen Eltern. Ich schrieb und schrieb um die Ausreiseerlaubnis. Die Regierung wollte mich nicht weglassen. Da nahm ich eines Tages mein Geld, 30 000 Rubel, und versuchte in der Nacht die Grenze zu überschreiten, bei Baku. Sie faßten mich — das Geld hatte ich noch rechtzeitig geworfen, ins Gebüsch. Ich glaubte sie würden mich umbringen. Ich schrieb an meinen Gesandten, kein Brief ging aus dem Gefängnis, endlich gelang es mir, einen herauszuschmuggeln. Der Konsul in Tiflis hat schließlich meine Loslassung durchgesetzt, glaube ich, es hat mich auch einer der Herren im Gefängnis besucht. Bei der Festnahme stahlen sie meinen guten Anzug, meine Uhr, alles was ich am Leibe trug. Ich bekam versprochen einen neuen Anzug, Schuhe und 10 Dollar für meine Freilassung. Aber sie haben mich, wie Sie sehen, als Bettler weggeschickt. Wenn ich nur bis Stambul komme, ich fürchte mich nicht, daß ich verhungere. Ich kann allerhand“ — dabei zeigt er einen hölzernen Messergriff, in den er, feinpoliert, eine zierliche Intarsie aus weißem Knochenbein einsetzte, als Dank für eine Gefälligkeit. — Eigentlich sollte er in Trapezunt an Land geschafft werden. Da wir wegen des gewaltigen Sturms keine Häfen anlaufen können, fahren wir durch bis Stambul und freuen uns alle für den Deutschen, daß er von da nun direkt nach Hause geschickt werden wird. Er hat sich in diesen wenigen Tagen verjüngt; rasiert, aufgelebt, fühlt er sich auf dem Schiff wie im Sanatorium. — Alles kommt anders als erwartet. Die türkische Hafenbehörde versagt ihm, wegen der Ausweisung und des langen Rußlandsaufenthalts, als zweifelhaftem Element die Eintrittserlaubnis.

Mein erster Gang in Stambul führt zum deutschen Konsul, in dieser Angelegenheit. Er kann nicht helfen, solche Fälle, sehr schwieriger Art, hat er schon mehrere gehabt. Nur wenn sich die Schifffahrtsgesellschaft, der Lloyd Triestino, weigern würde, den Mann weiter mitzunehmen, hat der Konsul das Recht, sich seiner zu bemächtigen und ihn nach Deutschland transportieren zu lassen. Aber, da die Gesellschaft nachträglich den Passagier bezahlt bekommt, liegt ihr nichts daran. In Triest, dem Endziel, wird vielleicht auch die Aussteigerlaubnis verweigert werden. Wahrscheinlich wird er noch ein paarmal die Mittelmeerreise Europa—Ägypten—Schwarzes Meer mitmachen. Einige Telefongespräche haben kein Ergebnis. Am Nachmittag lief die „Chaldea“ aus und nahm den unfreiwilligen Passagier mit. Ich schrieb über die Hafenbehörde vom Piräus, an den Mann, um den Ausgang des Abenteurers zu erfahren. Ich erhielt keine Antwort. Vielleicht hat er den Brief nicht bekommen. Vielleicht kreuzt er, Spielball eines grotesken Geschickes, ein anderer fliegender Holländer oder Odysseus, noch heut zwischen Asien, Afrika und Europa, als Sparkasse der Schiffsgesellschaft, als Geschichtenerzähler und Tausendkünstler der Matrosen.

BRAHMS IN Breslau

Von Friedrich Andrae

Wie kaum ein anderer nichtschlesischer Komponist ist Johannes Brahms mit der schlesischen Hauptstadt durch zahlreiche und mannigfache Beziehungen verknüpft gewesen. In den siebziger und zu Beginn der achtziger Jahre, in denen sein Freund Bernhard Scholz den Orchesterverein leitete, ist er beinahe alljährlich in Breslau eingekehrt. Er hat hier die Mehrzahl seiner größeren Werke selber zur Aufführung gebracht: drei Symphonien, das Schicksalslied, die beiden Rhapsodien, die Klavierkonzerte in D-Moll und B-Dur, die tragische und die akademische Ouvertüre, dazu zahlreiche Kammermusik. Die Schlesische Landesuniversität hat ihn 1879 zu ihrem Ehrendoktor ernannt und in einem Schlesier hat der Meister seinen ausführlichsten und liebevollsten Biographen gefunden.

Trotz dieser mannigfachen Beziehungen, auf denen die seit den siebziger Jahren in Breslau ununterbrochen lebendige musikalische Brahmsstradition beruht, gibt es doch nur ganz wenige Überlieferungen, die von dem persönlichen Eindruck den Brahms als Mensch in Breslau hinterließ, erzählen. Etwas mag daran der Mangel an bedeutenderen Selbstdarstellungen der Breslauer jener Zeit Schuld sein, den noch jeder schmerzlich empfunden hat, der sich mit der Geschichte Breslaus in den ersten Jahrzehnten nach der Reichsgründung beschäftigte. Aber mehr war es wohl die „wortkarge Männlichkeit“ (Furtwängler) des Meisters, seine bärenhafte mit starken Dosen lakonischer Ironie und Skepsis versetzte Brummigkeit, die in dieser Beziehung der Überlieferungsfreudigkeit der Zeitgenossen Grenzen setzte. „Mit Brahms“, so schreibt 1877 der Historiker Alfred Dove aus Breslau an Gustav Freytag, „speisten wir vertraulich zu Abend und ich muß sagen, es ist mir sehr wertvoll, in dem

kleinen Kabinett von Bekanntschaften ersten produktiven Ranges, das mir das Glück eingerichtet hat, den Musiker von Dauer nicht zu vermissen. Wiewohl Brahms im Gespräch wenig gibt, über seine Kunst weise schweigt und lieber mit den Damen scherzt, weshalb ihn Anna (Doves Frau) viel besser kennt als ich.“

So sind es unter den Breslauer Überlieferungen eigentlich nur zwei, aus denen wir eine etwas bildhaftere Anschauung von dem persönlichen Eindrucke Brahms auf die Breslauer gewinnen können. Die erste findet sich in der schon erwähnten Brahmsbiographie von Max Kalbeck und hält die Erinnerung an den Augenblick, in welchem der Biograph seinen Helden zum ersten Mal zu Gesicht bekam folgendermaßen fest: „Als Musikreferent der ‚Schlesischen Zeitung‘ hatte ich Zutritt zu den Proben des Orchestervereins erlangt und stand am 29. Dezember 1874 kurz vor neun Uhr allein im Vordergrund des Springerschen Saales (heute Konzerthaus). Brahms wurde zur Probe seines Konzertes erwartet ... Auf einen Wink des Konzertmeisters Himmelsstoß hatte das Orchester plötzlich mit Stimmen aufgehört, um dreimal in einen Fortissimotusch auszubrechen. Ich wendete mich um und gewahrte hinter der langen Reckengestalt Bernhard Scholzens ... einen stämmigen, in seinen Bewegungen hastig raschen Mann eintreten, dem der noch kleinere Dr. Kauffmann, das wohlverdiente Vorstandsmitglied des Orchestervereins, kaum folgen konnte ... Brahms hatte den steifen, runden Filzhut aus der lebhaft geröteten Stirn gerückt und ging eilig auf das Orchester zu, dem er abwinkend, ein kurzes Danke! zuschnarrte. Dann zog er den braunen Düffelüberrock aus, und es begann ein gewaltiges Musizieren. Wie mit den Pranken eines Löwen schlug er in die Saiten des Flügels, doch ohne einer Taste etwas zu Leide zu tun, und ermunterte dabei das Orchester mit Blicken und Winken des seitwärts gewendeten massiven Kopfes. In seinem Gesicht arbeitete es vor innerer Erregung, durch die vorgeschobene ein wenig herabgezogene Unterlippe erhielten seine Mienen manchmal einen spöttischen Ausdruck, der in einer Art von Gegensatz zu den herrlichen, unendlich guten blauen Augen stand, die den bösen Mund Lügen strafte. Als ich ihm vorgestellt wurde, war es, als ob er mich durch und durch sehen wollte, und ich glaubte einen Moment, daß die Augen und der Mund sich nicht widersprachen. Aber der Blick war nur ein Wetterleuchten, und er drückte mir freundlich die Hand. Von diesem Tage wußte ich, daß ich Brahms, dem Künstler wie dem Menschen mit Haut und Haaren verfallen war.“

Die zweite Überlieferung aus der behäbigen Selbstbiographie von Bernhard Scholz (Verklungene Weisen) schildert Brahms im Umgange mit verschiedenen Kreisen der Breslauer Gesellschaft, in Sonderheit mit den Professoren der Universität, die damals allwöchentlich im Vinzenzhause Kegelabende abhielten, an denen der Meister, so oft es ging, seelenvergnügt und mit Eifer teilnahm. Brahms war zu jener Zeit überhaupt in der besten Stimmung. „Ich darf wohl sagen“, so berichtet Scholz, „er war in seiner liebenswürdigsten Epoche. Die Zeit des Ringens und Kämpfens lag hinter ihm, er wurde überall begeistert aufgenommen und das tat ihm sichtlich wohl. Die Proben mit den jungen Sängerinnen und Sängern, wie auch der frische Verkehr mit unserem Professorenkreis, dessen schöne Frauen ihn entzückten, entfalteteten alles Freundliche, dessen er fähig war. Er war fast immer mit uns zusammen. An

einem Abend, den er bei uns verbrachte (man hatte bis tief in die Nacht Gespenstergeschichten erzählt), war er so übermütig und lustig, daß er, während die Damen noch ihre Mäntel umnahmen, in das dunkle Treppenhaus voran eilte, um sie dann, plötzlich mit furchtbarem Geschrei hervorbrechend, zu erschrecken. Dummes Geschwätz vertrug er freilich nicht. Eine Dame, die ihn bei Tisch fragte: „Herr Brahms, wie machen Sie es nur, so tief empfundene Musik zu schreiben?“ gab er zur Antwort: „Das ist doch sehr einfach, die Verleger bestellen es so.“ Wie gern er damals in unserem Kreise verkehrte, bezeugen die Zeilen, die Brahms mir bald darauf aus Wien schrieb: „Sie müssen selbst empfunden haben, wie herrlich wohl es mir bei Ihnen war. Aber es fehlt bei Ihnen ja auch nichts, was das Dasein behaglich macht: Ihr trauliches Heim, liebe Kinder, gute Musik, gute — und schöne Gesellschaft.“

RUNDSCHAU

Musik

Die Konzertspielzeit ist in einer Brahmsfeier ausgeklungen. Beide Dirigenten der Abonnementskonzerte der Schlesischen Philharmonie, Dohrn und Hoeßlin, haben dem Gedenkjahr des hundertsten Geburtsfestes des Meisters ihre Huldigung dargebracht. Ein Abend im Schloß ward Brahms als Schöpfer kammermusikalischer Kunstwerke gewidmet. Zu dieser Feierstunde vereinigten sich das Streichquintett: Schätzer, Olowson, Küter, Malaka, Müller-Stahlberg mit Dohrn am Klavier und Heinrich Pflanzl, dem Sänger der Lieder. Während das Konzertleben den Sälen Valet sagt und in die freie Natur hinausflüchtet, um bald in den Südparkkonzerten zu sommerlichem Dasein neu zu erstehen, herrscht im Opernhaus noch rüstige Aktivität. Erstaufführungen bemühen sich um die Wachhaltung der öffentlichen Anteilnahme, in Fürsorge für die Gestaltung der kommenden Spielzeit trifft die Theaterleitung die Vorbereitungen zu Neuverpflichtungen. So stand denn die jüngste Vergangenheit unter diesem Zeichen: Neueinstudierungen und Inszenierungen und Gastspiele. Den Enthusiasmus der Stammgemeinde entfachte in gleicher Stärke wie in vorangegangenen Jahren Willy Wörle, der einst unser war, als Gast in Tannhäuser und Toska. Die scheidende Erica Darbo begleiteten die Beifallskundgebungen ihrer Anhänger. — Das Wagnerjahr brachte in den vergangenen zwei Monaten würdige Wagner-Abende: Den „Parsifal“, „Tannhäuser“ und die „Walküre“ in neuer Inszenierung. In der Walküre fesselten zwei wahrhaft große Leistungen: Elly Dörner, die Brünhilde, Herta Böhlke, die Fricka, ihnen zur Seite der von Groß leidenschaftlich erlebte Wotan. In einem phantastisch-grandiosen

Bühnenbilde des Feuerzaubers schuf Wildermann eine Apotheose aus Vergeistigung moderner Technik. — Der heiteren Muse widmete man die Erstaufführung der Operette „Ball im Savoy“. Ihrem ursprünglich zweideutig pikanten Textgewande hatte man einen soliden Schnitt gegeben, den heiteren Lebensnerv aber wohlweislich nicht verletzt. Die Partner Kunze und Dewald ließen das Feuerwerk des Temperaments nicht vergebens sprühen, Herma Kaltner gab mit reifer Gesangkunst Dramatik im großen Stil — der Abend wurde ein starker Erfolg. — Die Freunde veredelter Ballettkunst ergötzen sich an dem „Bunten Abend“, in dessen Mittelpunkt die „Puppenfee“ in neuem Glanze ihre Auferstehung feierte. Valeria Kratina entfaltete den Reichtum ihrer choreographischen Ideen in Anordnung und Stilisierung reizender und humorvoller Gruppenbilder. Es offenbarte sich ein erfreuliches Bild sorgfältiger gymnastischer Schulung und in mancher Einzelleistung eine elegante und ausdrucksvolle Sprache des Bewegungsspiels.

Anna Kappama beherrscht durch straffe Konzentration des Willens die Geste. Bei einer ihr eigentümlichen Herbheit der Erscheinung entbehrt sie nicht der Grazie. Zum Typ männlicher Anmut hat sich Kurt Kern entwickelt. Diese beim Bühnentänzer hochzuwertende Eigenart verbindet sich mit den technischen Vorzügen der Präzision der Wendungen, des Ausgleichs von Entspannung und Spannung, der federnden Leichtigkeit des Sprunges. Der Tanzkunst gesellte sich das Intermezzo „Susannens Geheimnis“ bei, bekannt durch seine lustige Textidee und die delikate musikalische Arbeit.

Dr. Ernst Kirsch.

Theater

Im Verlauf weniger Wochen ist das Theaterleben Breslaus grundsätzlich neu gestaltet worden; was im Maiheft noch als Vorschlag an dieser Stelle stand und gewiß dem Wunsche weitester Kreise entsprach, ist — vor allem dank der Tätigkeit des Breslauer Bürgermeisters Schönwälder — inzwischen zum großen Teile Wirklichkeit geworden. Es kann hier nur noch einmal kurz der äußere Neubau skizziert werden: Die bisherige Stadttheater G. m. b. H. wurde in eine Breslauer Theater G. m. b. H. umgewandelt, und unter deren einheitlicher Leitung stehen in Zukunft Stadttheater, Philharmonie und Schauspiel. Arbeitsausschüsse haben in Zukunft die Geschicke des Breslauer Theaters im einzelnen zu leiten. Mit Rücksicht auf die Bedeutung der Breslauer Oper hat man sich entschlossen, den Intendantenposten für das Stadttheater auch in Zukunft beizubehalten; der bisherige hochverdiente Operndirektor Schmidt-Belden wurde mit der Intendanz betraut.

Auch die Frage der Provinz-Wanderbühnen konnte inzwischen im Sinne der hier gemachten Vorschläge gelöst werden. Der bisherige Landesgeschäftsführer des Bühnenvolksbundes, Wagners, wurde zum geschäftsführenden Leiter der Deutschen Bühne, Landesverband Schlesien, und der beiden schlesischen Wandertheater (Kammerspiele der Deutschen Bühne und Schlesische Bühne) ernannt. Noch nicht völlig geklärt ist einzig die hier ebenfalls schon erörterte Raumfrage für das Schauspiel in Breslau. Aber auch hier rückt eine endgültige Lösung in greifbare Nähe, nachdem inzwischen die Breslauer Volksbühne, in deren Besitz sich das Gerhart-Hauptmann-Theater befand, Konkurs angemeldet hat.

Dieser Konkurs der Volksbühne ist für die zukünftige Entwicklung des Breslauer Theaterlebens ebenfalls von großer Bedeutung. Nachdem sich schon im April der Bühnenvolksbund in die Deutsche Bühne eingegliedert hatte, hätte man erwarten dürfen, daß sich auch die Volksbühne

der Leitung der Deutschen Bühne unterstellen würde. Statt dessen hoffte man in der Leitung der Breslauer Volksbühne, die Organisation als Sonderunternehmen erhalten zu können, und erwoog zunächst lediglich eine Umbesetzung des Vorstandes, die nicht einmal nach außen hin eine völlige Gleichschaltung bedeutet hätte. Das Grundsätzliche in der Neugestaltung des Breslauer Theaters liegt ja aber gerade darin, daß in Zukunft ein Geist und ein Wille richtunggebend sein soll, und so war für Sonderunternehmungen kein Raum mehr. Man ließ die Volksbühne hierüber nicht im Zweifel und teilte ihr mit, daß sie für einen eigenen Theaterbetrieb im Gerhart-Hauptmann-Theater keine Spielerlaubnis mehr bekommen würde. Damit aber war der Konkurs unvermeidlich geworden.

Somit bietet das Breslauer Theater der Zukunft ein nach jeder Hinsicht geschlossenes Bild. Eine einzige Besucherorganisation, die Deutsche Bühne, wird in Zukunft die Massen der einheitlich in deutschem Geiste geleiteten Kunst zuführen. Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß bisher in keiner größeren deutschen Stadt eine so weitgehende Einigung, eine so erfreuliche klare Lage erreicht werden konnte wie in Breslau. Während im übrigen Reich vielfach noch ziemliche Unsicherheit über den Neuaufbau des Theaters in seinen Einzelheiten herrscht, ist in Breslau

das Fundament bereits fest gefügt und der Bau errichtet, in dem wahrhaft deutsches Theater seine Heimstätte finden kann. Das Verdienst daran trägt die Deutsche Bühne, die in Breslau ihre Geburtsstätte hat, und insbesondere ihr Leiter, der jetzige Erste Vorsitzende der Breslauer Theater G. m. b. H. und Breslauer Bürgermeister, Seff Schönwälder. Was er für das Breslauer Theater geleistet hat, wird erst in späterer Zeit voll erkannt werden.

Schon zeichnet sich in einzelnen Aufführungen der Geist ab, von dem das Breslauer Theater in Zukunft erfüllt sein wird. Es seien hier nur kurz zwei Aufführungen wenigstens erwähnt, die die „Deutsche Bühne“ im Mai besetzte: „Schlageter“ von Hanns Johst und „Fritzsche Rebellion“ von Ernst Geyer. Namentlich die Aufführung des letztgenannten Schauspiels wurde zu einem Ereignis, wie es im Breslauer Theater seit vielen Jahren nicht mehr erlebt worden ist; man war hingerissen von der eigenwilligen, packenden Dichtung und man war begeistert von der schauspielerischen Darstellung Friedrichs des Großen durch Otto Gebühr. Immer mehr befestigt sich der Eindruck, daß sich in Zukunft Theater und Volk nicht mehr fremd gegenüberstehen werden, sondern daß das Theater, das seine deutsche Aufgabe erkannt hat, vollen Widerhall im neu erwachten Volke haben wird. v. Schirmeister.

Sport

Wieder Armeegepäckmärsche in Breslau, Glogau, Görlitz und vielen anderen Orten

Revolution und Friedensdiktat von Versailles verboten alles, was das deutsche Volk auch nur im entferntesten an die guten alten Zeiten fröhlichen Soldatenlebens erinnern konnte. Wir waren zur Untätigkeit verdammt, aber die Turner und Sportler ruhten und rasteten nicht; sie pflegten ihren Körper durch Leibesübungen, stählten sich im heiteren Spiel für den ersten Kampf des Lebens. Frei von Parteienhaß und -hader wurde die Jugend im nationalen Tun und Denken erzogen. Da kam der Frühling des Jahres 1933 und mit ihm eine Zeit freieren Handelns für alle. Es ist keine Zufallserscheinung, sondern ein Zeichen natürlichster Selbstverständlichkeit, daß nun auch sofort allenthalben die Armeegepäckmärsche wieder auflebten.

Der SC. Komet Berlin ist ein Verein, der sich im Laufe von drei Jahrzehnten auf dem Gebiete der Gepäckmärsche durch tadellose Ausrichtung und Organisation einen Namen gemacht hat. Es ist darum auch nicht verwunderlich, daß gerade der SC. Komet der erste deutsche Großverein war, der im neuen Deutschland mit einer Ausschreibung zum 25-km-Marsch hervortrat. Reichspräsident von Hindenburg übernahm selbst das Protektorat — und der Erfolg war schon im voraus gesichert. Schlesien kann für sich die Ehre in Anspruch nehmen, als erste Provinz dem Berliner Beispiel gefolgt zu sein. Überraschend groß war das Breslauer Meldeergebnis, die Teilnehmerzahl übertraf alle Erwartungen und überstieg sogar den Berliner Erfolg des SC. Komet. Die größte Überraschung aber war die fast unglaubliche Leistung des Siegers der A-Klasse, des Breslauer VfB.-Mitgliedes Pawlak. Mit 25 Pfd. Gepäck hat dieser

südostdeutsche Waldlaufmeister die 30 km in einer Zeit von 2:33 Std. zurückgelegt. Aber nicht nur diese Spitzenleistung verdient restlose Anerkennung, sondern vor allem die Tatsache, daß es den Breslauer Veranstaltern gelang, alle nationalen Verbände zum Wettbewerb zu vereinigen. Sportler und Soldaten, SA und SS, Stahlhelm und Pfadfinder, kurzum alles, was den Wert der Leibesübungen erkannt hat und im Geländesport die Wehrfähigkeit der deutschen Jugend erhalten will. Es ist hinterher viel darüber debattiert worden, ob es richtig gewesen sei, Wehrverbände und Sportler „in einen Topf zu werfen“. Wer sich darüber den Kopf zerbrach, hat den Zweck und das Ziel eines Gepäckmarsches noch nicht erkannt. Es kommt ja gar nicht darauf an, die 30 km mit Avusgeschwindigkeiten zu durch-eilen, es ist auch vollkommen belanglos, wer als Erster das Ziel erreicht, ob 20 Sportler an der Spitze liegen, ob marschiert oder gelaufen werden soll, das alles sind Fragen von untergeordneter Bedeutung. Gepäckmärsche sind in erster Linie dazu berufen, den jungen Menschen zur Ausdauer zu erziehen. Viele fühlten sich in Breslau berufen, 280 haben sich dem Starter gestellt, aber nur 142 standen die ganze Strecke durch. Nichts beweist es deutlicher als diese beiden Zahlen, daß nicht die körperliche Kraft, sondern der Wille, der Geist, die Energie, der Tatendrang den Ausschlag gaben. Die Breslauer Strecke hatte ihre Tücken. Zunächst verzögerte sich der Abmarsch um fast eine Stunde. Die Menschen unserer heutigen Zeit sind fast alle nervös. Das Warten müssen gehört deshalb bestimmt nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Wenn man dazu

noch 25 Pfd. Gepäck auf dem Rücken und die Ungewißheit des Rennausgangs vor sich hat, dann wird jede Minute zur Ewigkeit. Es ist eine alte Erfahrung, daß man zu Spaziergängen nicht den ebenen Weg des Bürgersteiges oder des Straßenpflasters wählt. Das Gehen fällt uns im Wald und auf einfachen Landstraßen bedeutend leichter. Der Breslauer Gepäckmarsch führte 6 km durch die Stadt. Das ist eine Strecke, die man gewöhnlich in einer Stunde zurücklegt. Wer eine Stunde durch die Straßen einer Stadt marschiert ist, weiß, was das heißt. Dazu kam eine drückende Gewitterschwüle, und so darf es uns auch nicht wundern, daß schon der vierte Teil der Gepäckmärschler beim Ausgang der Stadt am Ende war, bevor die Leistungsprüfung eigentlich angefangen hatte. Das nächste Mal sollen die Anforderungen noch erhöht werden. Man will aus den Gepäckmärschen Armeegepäckmärsche machen. Dazu gehören selbstverständlich Stahlhelm, Gewehr und Ausrüstung, lange Hose mit Schnürschuhen oder Stiefeln. Die Wehrverbände versprechen sich dabei größere Erfolge. Wir sind der Meinung, daß die Art der Belastung an dem Endresultat wenig ändern wird.

Der Sportsmann ist gewöhnt, sich zielbewußt umzustellen, zu trainieren. Die Sportler, die sich im Herbst an dem nächsten Armeegepäckmarsch beteiligen wollen, werden sich beizeiten darnach richten. Man soll darum den ersten Versuch dieses Jahres nicht so tragisch nehmen, wie es vielfach geschah. Die Konkurrenz war in Wirklichkeit nicht so ungleich, wie es den Anschein hat. Wohl kamen die ersten Mitglieder der Wehrverbände erst viel später durchs Ziel als die durchtrainierten Waldläufer und Langstreckengeher der Sportler, aber ihre Leistung wurde durch die Klasseneinteilung auch entsprechend gewürdigt. Es ist also niemand zu kurz gekommen. Und das ist die Hauptsache. Bis zum Herbst haben wir noch ein paar Monate Zeit. Bis dahin wollen wir uns die Erfahrungen des ersten Gepäckmarsches vor Augen halten und unsere Nutzenwendungen ziehen. Dann wird die zweite derartige Veranstaltung auch allenthalben ungeteilte Freude auslösen, dann wird die Erkenntnis überall die gleiche sein:

Was wir tun, ist Dienst am Vaterlande.

R. Dittscheid.

Kunst

Die Dreßler-Ausstellung im Museum der Bildenden Künste zum 100. Geburtstage des Künstlers.

Das früheste Bild, das die Ausstellung zeigt, ist von 1854, das späteste von 1880. Vergewegen wir uns die allgemeine künstlerische Haltung des damaligen Deutschland, und wir werden begreifen, daß gerade nur in diesen Jahren ein Lebenswerk von so ausgesprochener Geschlossenheit, so fern jeder Problematik, zustande kommen konnte, wie es uns diese Übersicht aus dem Schaffen Adolf Dreßlers vor Augen führt.

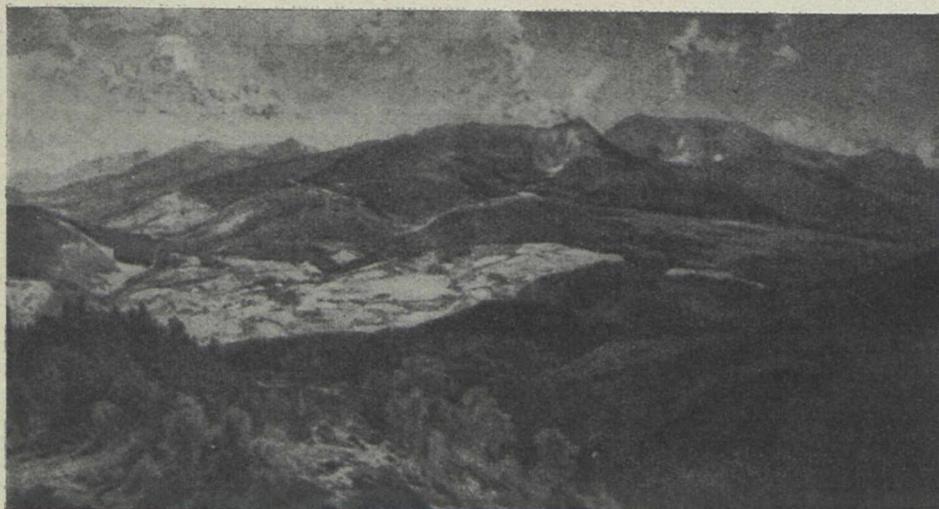
Aber natürlich mußte dieser Geschlossenheit noch die innere Sicherheit des Künstlers zu Hilfe kommen. Den ersten Kunstunterricht empfing Dreßler bei den tüchtigen Breslauer Bildnismalern Resch und H. König d. A. Jedoch, gleich was die Ausstellung als Dreßlers früheste Werke bekannt gibt, sind Landschaften; und zwar Landschaften von so deutlich romantischem Charakter, wie man sie etwa von Carus oder Richter erwartet hätte. Wenn man dann, in den 70er Jahren, als der breite Strom der Spätromantik längst abgeebbt war, wiederum Werke findet, wie das mittelalterlich hergerichtete „Hebefest“ oder die „brennende Mühle“, dann lernt man diese Bilder als Nachklänge der romantischen Jugendwerke begreifen. — Zeitlich neben und zwischen diesen Werken aber entstanden im Schaffen Dreßlers Bilder, die von einer durchaus unromantischen, aber nicht minder anziehenden Sinnesart zeugen: Das ist die Sinnesart, wie sie in ihrer unbeschwernten Wirklichkeitsfreude nur einem Manne möglich ist, der sich die Wurzel jeden echten Künstler-tums, jene immer zum Staunen bereite Kindhaftigkeit der Seele, keimfrisch bewahrt hat. Als Darstellungsinhalt dieser Bilder dient immer die Landschaft, meistens der schlesische Wald, manchmal mit geringer, manchmal mit reicherer Personens-taffage; und die Einfügung dieser Staffage ist immer erstaunlich. Hier merkt man so recht, daß

der Künstler die menschliche Figur nicht nur, wie aus den frühen Genrebildern ersichtlich, durch-aus beherrschte, sondern sie auch in dem gleich-maße als naturgewachsenes Element empfand wie den Baum oder den Fels.

Man hat dem Künstler häufig den Vorwurf ge-macht, daß er, vom Erfolge verführt, während der letzten Zeit seines Schaffens im großformatigen Bild eigentlich mehr den theaterhaft zurecht ge-machten als den organisch gewachsenen Wald gemalt hätte. Das ist in dieser Verallgemeinerung nicht wahr. Zwar hat er, von Aufträgen überhäuft, zuweilen tatsächlich nur mehr geschickt auf-gebaute Waldansichten mit oder ohne Teich ge-malt, ganz wie der Besteller es wünschte; aber wenn er seinem eigenen Naturgefühl nachgeben durfte, dann entstanden bis an sein Lebensende noch so stark erfüllte Bilder wie die herrlich emp-fundene „Waldlandschaft“ (1877) von Frau L. Pringsheim oder die „smaragdene Pracht aus dem Eulengebirge“ (1880) von Handelsrichter Frey. Freilich, die kleineren und mutmaßlich früheren Bilder halten durchweg die gleich erstaunliche Höhe an Güte der Malweise.

Außer den schon gemachten Andeutungen über das Leben des Künstlers sei hier noch vermerkt, daß er nach seiner Schulung in Breslau eine längere Reise nach Tirol unternahm, auf der die anfangs erwähnten romantischen Landschafts-bilder entstanden sein müssen, daß er dann etwa sieben Jahre hindurch als Schüler am Städelschen Institut in Frankfurt a. M. tätig war und daß er von 1862 bis zu seinem Tode am 7. August 1881 in Breslau wirkte, zuletzt als Vorstand des Meister-ateliers für Landschaftsmalerei.

Ein benachbarter Raum des Museums zeigt Werke der geistigen Nachkommen des Meisters: Georg



Adolf Dreßler:

Studie zum
Riesengebirgspanorama

Müller-Breslau, Hans Dreßler, Kubierschky, Sliwinski sowie Gertrud Staats sind darin vertreten. Die Ausstellung setzt sich aus Leihgaben aus öffentlichem und privatem Besitz zusammen. Von öffentlichen Sammlungen seien genannt das Hirschberger Museum des Riesengebirgsvereins, das hiesige Neisserhaus und natürlich das Museum der bildenden Künste selbst. Die Söhne und die Tochter des Künstlers stellten ihr künstlerisches Erbgut zur Verfügung und — um nur noch einige weitere Namen zu nennen — aus Dresden Prof. Geipel, aus Hirschberg Dr. Baer und Dr. Kunicke, aus Langenbielau Dr. Felsch, aus Breslau die

Häuser: Dr. von Eichborn, O. Grüttner, Geh. Rat Moll, Major Schroeter und G. Weißenberg liehen von ihrem Kunstbesitz.

Am 14. Mai übergab Direktor Dr. Wiese vor den Vertretern von Behörden sowie künstlerisch und kunstwissenschaftlich interessierten Kreisen die Ausstellung der Öffentlichkeit. Ein Lichtbildervortrag des Unterzeichneten, der sich neben Dr. Wiese um das Zustandekommen der Ausstellung bemüht hatte, versuchte das Werk des Künstlers als Ausdruck von dessen innerem Wuchs der Achtung und Liebe der Besucher zu empfehlen.
Dr. Walter Nickel.

Der neue Waffensaal im Kunstgewerbemuseum.

Im Zuge der Neuaufstellungen in den Städtischen Kunstsammlungen ist als erste große Abteilung die Neuordnung des Waffensaaus fertiggestellt. Wer den alten Zustand der Waffensammlung in Erinnerung hat, wird zunächst eine vermeintliche Leere vor sich glauben, da beträchtliche Teile — die militärischen Handfeuerwaffen, Musik- und Signalinstrumente und die Uniformen — hier nicht wieder aufgestellt worden sind, sondern in anderem Zusammenhange zugänglich gemacht werden sollen. Dafür gab der gewonnene Platz die Möglichkeit, begünstigt noch durch Schaffung von Raumunterteilungen, die verbliebenen Sammlungsbestände unter dem Gesichtspunkt der historischen Entwicklung der einzelnen Gattungen dem Betrachter darzubieten, was bei der früheren Aufstellung aus räumlichen Gründen in diesem Maße nicht der Fall sein konnte. So zeigt eine Abteilung die Entwicklung des Schwertes vom Kurzsword der Völkerwanderungszeit über den mächtigen Zweihänder des 15. und 16. Jahrhunderts — z. T. mit geflammten Klingen — bis zum zierlich-eleganten Galanteriedegen für den Cavalier des 18./19. Jahrhunderts. Das wertvollste Stück dieser Reihe ist das Prunksword Ottokars II. aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, ein Geschenk des Deutsch-Ritterordens zum Dank für Waffenhilfe, das in Goldtauschierung die Darstellung von

Kreuzrittern trägt. Ein glücklicher Zufall förderte dieses Schwert bei der Burg Zantoch in Posen um die Wende dieses Jahrhunderts zutage. Kostbarkeiten sind dann noch die Prunkdegen des 16. Jahrhunderts mit vergoldeten Beschlägen, Arbeiten, die unter dem das kunstgewerbliche Schaffen dieser Zeit befruchtenden Einfluß der Nürnberger Kleinmeister stehen. Armbrüste und die sie ablösenden Handfeuerwaffen nebst Zubehör wie Pulverhörner, in Einlegearbeiten — Elfenbein, Bein, Perlmutter und Metall — reich ausgestattet, bilden eine weitere Gruppe. Sehr interessant auch die Reihe der Hellebarden, die, wie schon bei den Schwertern, zeigt, in welcher Weise die ursprüngliche Waffe zum Zeremonialgerät, die reine Zweckform zur Zierform sich entwickelt. Drastisch wirkt die Gegenüberstellung von Ritterrüstungen, als deren wichtigste eine Prunkrüstung, der um 1560 entstandene Braunschweiger Hochzeits-Turnierharnisch nebst Helm und Sattel mit eingezähten Verzierungen, hervorzuheben ist, und Geschützen. Originalzeichnungen in natürlicher Größe für Geschützrohre, aus der Werkstatt des Breslauer Stückgießers Krieger, vervollständigend neben Abbildungen älterer Breslauer Stücke die Geschichte der Artillerie. Lehrreich für die Stadtgeschichte Breslaus eine Reihe von Abbildungen, die die Entwicklung der Festung

Breslau zeigen. Mit hohen Mauern und Wällen umgibt sich der Stadtstaat, um für den Schutz nach außen drangvolle Enge im Inneren und die Unmöglichkeit großzügiger Bauplanung einzutauschen zu müssen. Eine besonders zu begrüßende Neuerung der Waffensammlung ist die Beigabe von zeitgenössischen Illustrationen, Reproduktionen z. B. nach der Manesse-Handschrift,

Zunftordnungen, Stammbüchern usw. — und Instruktionsbüchern zu den einzelnen Gattungen, die die handwerkliche Entstehung der Rüstungsgeräte und ihre Anwendung zeigen und damit zu einer Verlebendigung der Sammlungsgegenstände beitragen. Für die Neuaufstellung dieser Abteilung zeichnet Dr. Gründel verantwortlich.

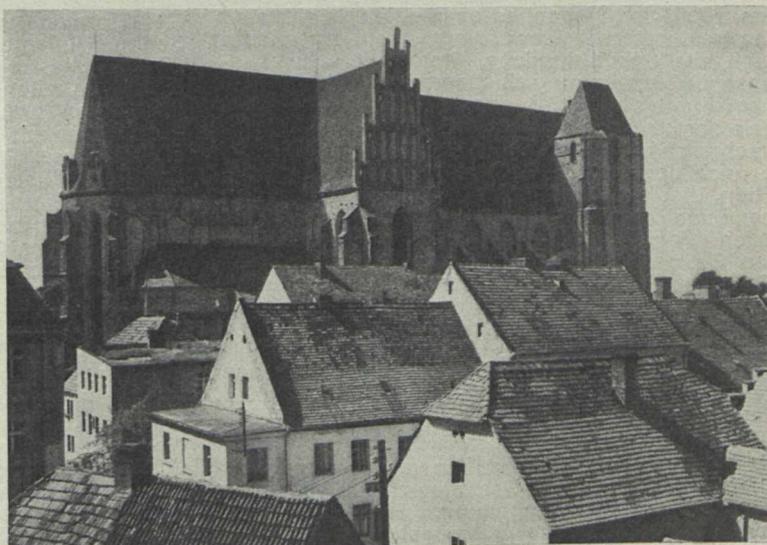
Ausstellung: Schlesien in Fotos.

Heinrich Klette-Breslau zeigt in den vier Ausstellungsräumen des Breslauer Kunstgewerbemuseums bis zum 11. Juni eine Auswahl von etwa 150 Fotos mit dem Thema schlesischer Architektur und Landschaft. Das reiche Material gliedert sich in die Gruppen: die Stadt, die Kirche, das Dorf, Schlösser und Portale, Parks, das Gebirge, die Arbeitslandschaft. Ein Sonderraum birgt Aufnahmen aus dem alten und neuen Breslau, während im Hauptraum in besonders großformatigen Vergrößerungen Proben aus allen eben genannten Gebieten sich darbieten. Klette, dessen Spezialgebiet die Architekturfotographie ist, hat sich in bester Weise als Interpret der Baukunst Schlesiens erwiesen. Die Art, wie nicht nur immer der Einzelbau selbst gezeigt wird, sondern auch die Umgebung, auf die er abgestimmt ist, als gestaltender Faktor mit einbezogen wird, scheint vorbildlich. Nicht nüchterne Architekturporträts werden gegeben, sondern lebendige, in ihren Funktionen erfaßte Bauorganismen. Bestes Beispiel hierfür ist die im Hauptraum untergebrachte Aufnahme der Breslauer Kreuzkirche, deren Baugedanke, die straff gedrängten Glieder und Flächen einheitlich zu einem steil nach oben wachsenden Baukörper zusammenzuschließen, auf das glücklichste interpretiert wird. Das Motiv ist so gefaßt, daß die Vertikaltendenz durch den Kontrast der im Dunkel bleibenden Baumasse zu dem in vollem Licht stehenden Turm und den hellbeschiedenen Wasserschlagen der Strebpfeiler mit ihren rhythmisch nach oben sich verkürzenden Abständen auf das eindringlichste verdeutlicht wird.

Die das Stadtbild beherrschende Rolle des monumental kirchlichen Bauwerks der Gotik wird in einer im gleichen Raum befindlichen Aufnahme der Striegauer Stadtpfarrkirche aufgezeigt. Überragend steht der Bau über der Masse der eng sich scharenden Giebel der Bürgerhäuser, sichtbarer Ausdruck bürgerlichen Gemeinsinns einer einheitlich gerichteten Zeit. Der Ingenieurbau unserer Tage tritt in einer Innenaufnahme der Breslauer Jahrhunderthalle entgegen, die in raffinierter Weise die kühne Konstruktion dieses Kuppelbaues mit aller Klarheit enthüllt. Welche Heimeligkeit verwinkelter Gassen und Gäßchen holen die Aufnahmen schlesischer Städte ans Licht, welche einfache Schönheit ist der bäuerlichen Bauweise mit ihren der Landschaft eingefügten Wohn- und Wirtschaftsgebäuden und Kirchen abgelascht. Eine geschlossene Gruppe ist dem, zumeist städtischen Kirchenbau gewidmet. Hier finden sich die wuchtig-ernsten Bauten der Gotik und die heiter-prunkvollen des Barock zusammen, die Kirchtürme grüßen mit ihren vielfältig gestalteten Hauben. Ebenso ist die Holzkirche und der für Schlesien spezifische Bautyp der Friedens- und Gnadenkirche vertreten.

In einer eindrucksvollen Reihe wird das schlesische Gebirge gezeigt. Hier fesseln vor allem die Winterbilder, die so ganz den herben Reiz winterlicher Gebirgslandschaft mit den ungeheuren der schneegepanzerten Bäume und den weiten, im Sonnenglast liegenden Flächen oder die zarte verschwimmende Weichheit einer schneeübergebenen Hütte bei Mondlicht nacherleben lassen.

Stadtpfarrkirche Striegau



Phot. Heinrich Klette.

Es war möglich, dem Gesamtbild der Ausstellung durch untereinander gleiche Bildformate, durch gleichförmige Rahmung und eng gruppierte Hängung ein ganz einheitliches Gepräge zu geben, so daß sich ein schlagender Eindruck von den zutage liegenden und versteckten Reizen des Schlesiens und ebenso auch ein Eindruck

von der liebevollen Arbeit Klettes gewinnen läßt, obwohl ja nur eine kleine Auswahl aus der Fülle des Stoffes geboten werden konnte. Hier zeigt sich eine wirklich fundierte Möglichkeit zur Werbung für Schlesien. Vielleicht findet sich auch ein mutiger Verleger, der dieses Material in Form eines Bilderatlases etwa verwendet.

Dr. Erich Meyer.

Süßmuth-Ausstellung in der Oberlausitzer Gedenkhalle zu Görlitz.

Es sind eigentlich zwei Ausstellungen. Trotz des gleichen Materials zwei sehr verschiedene. Nicht nur in dem äußerlichen Sinne, daß infolge der Unantastbarkeit des Museumsraumes die Glasmalerei nicht gut zur Wirkung gebracht werden konnte; sondern tiefer gefaßt: wie von zwei Künstlern. Der eine will sozusagen nichts zeigen als „Das Glas“, will das Wesen des reinen Stoffes offenbar machen; und da er trotz aller Zartheit Körper ist, mußten die gefundenen Formen dreidimensional sein. Der andere ist ein Künstler der Fläche. Seine Fenster sind Wände, unsichtbare, durch einen Zauber in die Sichtbarkeit gezwungen; er malt, wenn's erlaubt ist, die Grenzfläche, in der sich zwei Welten berühren; sein Material ist farbiges Licht; nicht irdischem Stoffe dient er damit; er offenbart Visionen aus der überirdischen Welt.

Sie widerstreben sich aber nicht, die beiden. Jeder erreicht eine sakrale Wirkung. Abstraktheit atmet ebenso das Leben der körperhaften Gefäße wie die Flächengestalt des Evangelisten im Fenster. Die Sicherheit der Formgewinnung aus dem Material, das Streben nach klarer Einfachheit der Sprache (man vergleiche die frühen Fenster mit den jetzigen), das große künstlerische Feingefühl ist hier wie dort das gleiche. Zwei Ausstellungen für den ersten Blick; aber doch ein Geist.

Die Fenster erreichen ihre geschlossene Flächigkeit vor allem durch die Art und Ausdehnung des matt-hellen, reich nuancierten, nie bunt werdenden Grundtons. Schwarzlot und Gelbsilber sind ausgiebig und vielfach abgestuft verwendet. Die Fläche erreicht so nicht nur den Charakter des Nicht-von-Menschen-gemachten, wohl aber des geheimnisvoll Gewordenen, sondern erlaubt auch die unaufdringliche, immer verschwebelassende Verwendung einer abstrakten Musterung. Der Künstler holt (z. B. durch große Kreisflächen) viele der kleinen Scheiben zu größeren, ruhigeren Flächen zusammen. In diesem Grundton strahlen, je nach der vom Besteller gewünschten Komposition, hier und da einige kirchliche Symbole auf; manchmal auch nur ein größeres: Kreuz, Anker, Kelch u. dgl. Und da sie die Sinne ebenso wie den Geist des Schauenden anrufen sollen, sind die betreffenden Gläser dann stark farbig, mitunter aber auch glasklar und oft noch durch Schliff ausgezeichnet. Auch die geforderten figürlichen Gestalten und Gruppen sind in feierlicher Farbigkeit und herber Stilisierung gegeben; sie schweben in diesem Grundton wie in einem unwirklichen Raume (in besonders schöner Abgeklärtheit ein Evangelist Johannes).

Ein paar große Dickglastafeln mit einem Kopfe oder mit lebensgroßen Gestalten zeigen Versuche in einer zweiten Formgebung. Die Tafeln sind in ihrer ganzen Größe und ungeheuren Schwere

an den Schleifstein gebracht. Und ihr Gewicht und ihre von einem einzelnen kaum zu leistende Bewegung über dem feststehenden Stein lebt nun, dank der technischen Geschicklichkeit und der Gefühls- und Formsicherheit des Künstlers, als geistige oder seelische Schwere, als monumentale Einfachheit und Symbolkraft, oder auch als überraschende Lichtverteilung in den seltsamen Hohl-schliffen. Die Wirkung dieser kühnen Versuche, die begrifflicher Weise nicht alle zur ersehnten Vollendung gelangen, ist z. T. doch schon bewundernswert stark. (Christuskopf.) Hervorheben möchte ich noch einen Versuch mit dem Anschliff von beiderseitigem Überfangglas; ein zusammengesetztes, blaues Fenster mit dem Gekreuzigten, aus dem Besitz der Gedenkhalle. Der Künstler hat diesen Weg nicht fortgesetzt, obwohl er sicher verlockend war. Wir Görlitzer freuen uns jedenfalls sehr über das kraftvolle, wenn auch ein wenig unheimlich anmutende Werk. Wahrscheinlich verleitet die Kompliziertheit dieses Materials zu allzuvielen, vom Künstler schon als raffiniert empfundenen, Möglichkeiten. So etwas widerstrebt ihm.

Das Verlangen nach Einfachheit und Wesentlichkeit zeigt sich am schönsten an den Gebrauchsgläsern, wozu natürlich auch ein paar Stücke gehören, die zu nichts anderem „gebraucht“ werden, als daß sie Freude machen. In der Ausstellung, steht selbstverständlich nur das Beste, und jedes einzelne ist gut zur Geltung gebracht. Die Wirkung muß aber auf jemanden, der nur den älteren Kristallschliff kennt und hier zum ersten Male diese mannigfachen, aber immer unsagbar reinen Gefäßformen und ihre sparsam feinfühlig Schmucklinien erlebt, eine ganz wunderbare sein. „Feierlich“ ist nicht zuviel gesagt. Es sind ja auch einige Arbeiten dazwischen, die das in einer direkteren Weise aussprechen: Taufschalen, Briefbeschwerer mit sehr schönen Tierkreissymbolen u. ähnliches. Die Hauptsache ist doch aber wohl, daß dem Ausstellungsbesucher hier eine kleine Welt von Zartheit, Reinheit und doch auch von Kraft sich auftut. Und zwar auch aus Dingen, die nahezu ein Nichts sind, an Material sowohl, wie an Größe, wie an Gebrauchswert. Was die Liebe zu diesen Dingen weckt, ist die Art, wie sie der Künstler geädelt hat. Den spürt man hinter allem. Auch der Laie empfindet, daß hier eine innerste Beziehung zu dem Wesen dieses Materials lebendig ist. Zu einem „Material, das Stoff und Vergeistigung in sich birgt“, wie Süßmuth sich ausdrückt. Daß hier alle Stücke, auch die kostbaren großen Vasen und Schalen, die dünnwandigen wie die massiveren, ohne Aufwand bleiben, keines von sich selber etwas hermacht, ermöglicht es, daß jedes in immer neuer Weise die Schönheit des Glases verkündigen und an

seinem ja nie auszusagenden Ruhme teilnehmen kann.

Daß Süßmuth Schlesier ist (Penzig, Oberlausitz) und einer alten Glasschleiferfamilie entstammt, wird interessieren. Wohl auch, daß schon sechs schlesische Kirchen Glasfenster von ihm besitzen

(Kohlfurt, Görlitz, Liegnitz, Gorkau a. Zobten, Blumenau b. Wüstegiersdorf und Groß-Strehlitz), und drei andere bald dazukommen werden: Breslau-Zimpel, Bad Charlottenbrunn und Gleiwitz (Kapelle der Landesfrauenklinik).

Walter Dittmann.

Schrifttum

DAS BUCH HANS CHRISTOPH KAERGEL. Eine Auswahl aus seinen Dichtungen. Herausgegeben und eingeleitet von Heinrich Zerkaulen. Verlag L. Heege, Schweidnitz, 1933.

Der Name Hans Christoph Kaergels ist seit dem großen Erfolge seines Dramas „Andreas Hollmann“ weit über die Grenzen seiner schlesischen Heimat hinaus zu allseitiger Beachtung gelangt. Deshalb ist es begrüßenswert, daß gerade jetzt eine Auswahl aus seinen Dichtungen herausgegeben wird, in der sich Art und Weise seiner dichterischen Persönlichkeit ganz besonders vollkommen offenbart, und die deshalb auch geeignet erscheint, die nicht überall restlos verstandene Problemstellung des Dramas in ihrer ganzen Ernsthaftigkeit stärker aufzuhellen. Denn wie im Drama der Andreas Hollmann, tritt Kaergel selbst aus dieser Sammlung seiner Werke als besinnlich kluger, geduldiger und dabei zielklarer und starker Mensch hervor, der seine Heimat über alles liebt und versteht, siehe die Beiträge „Deutschland, das ist dein Schlesien!“ und „Heimkehr aus Amerika“ und die Spielerszene aus dem Schauspiel „Bauer unter dem Hammer“, und der gleichzeitig selber der ausgeprägteste Typ des schlesischen Menschen ist, den er so meisterhaft schildert. Wundervoll in dieser Beziehung die von Naturnähe und tiefer Religiosität ausgefüllten Betrachtungen „Abschied von Carl Hauptmann“, „Nachtgespräch mit Herrmann Stehr“ und der Romanausschnitt „Heinrich Budschick auf dem Acker“. Heinrich Zerkaulen, selbst ein Dichter, konnte keine bessere Auswahl treffen als diese, die tatsächlich nicht nur eine Sammlung von Werken des Autors darstellt, sondern, wie sie ja auch mit Recht genannt ist, „Das Buch Hans Christoph Kaergel“.

D. W.

TRAUD GRAVENHORST: REISE NACH SAGAN. Wilh. Gottl. Korn Verlag, Breslau 1.

In vorliegendem Bande sind zwei in Schlesien spielende Novellen vereinigt, in denen sich eine anmutig beschwingte und dabei eindringliche Erzählergabe kundtut. Die erste führt uns nach der Festung Glatz, wo der junge Reitergeneral des großen Wallenstein, Hans Ullrich von Schaffgotsch, auf kaiserlichen Befehl gefangengehalten wird. Hinter dem tragischen Geschick dieses jungen schuldlosen Landsknechtsführers, der an der Gradheit und Weltfremdheit seines Charakters zugrundegeht, rollt sich das aufregende Schauspiel der wirren Zeit nach Wallensteins Sturz ab. Die kriegszerstörte Landschaft, der geräuschvolle Betrieb auf der Feste, das Kommen und Gehen kaiserlicher Sendlinge, der verunglückte Be-

freiungsversuch eines treuen Mädchens aus dem Volke — all das ergibt zusammen ein packendes Zeitgemälde. Weit hellere Bilder werden in der zweiten Novelle vorgeführt. Der berühmte und berüchtigte französische Staatsmann Talleyrand besucht das Herzogtum Sagan, um für seinen Neffen um die Hand der schönen Prinzessin Dorothea von Kurland anzuhalten. Wie er dabei selbst von der geistreichen jungen Dame gefesselt wird, so daß hinter dem Staatsmann ein liebenswürdiger, empfindungsstarker Mensch hervorlugt, das wird mit lebendiger Grazie erzählt.

D. W.

E. G. KOLBENHEYER, DIE BEGEGNUNG AUF DEM RIESENGEBIRGE. Novelle (Die kleine Bücherei, 4). A. Langen, Georg Müller, München 1933. 67 S. Geb. 0,80 RM.

Eine feinsinnige, tief durchdachte, in sorgfältig gewählter und geschliffener Sprache geschriebene Geschichte einer seelischen Entwicklung. Ein Breslauer Professor, von Neid und Unverständnis seiner Fachgenossen gequält und müde gemacht, hat beschlossen, seinem Leben ein Ende zu bereiten. Aber nicht in der Enge der Stadt, sondern in der freien Natur des Gebirges will er den verhängnisvollen Schritt tun. Da trifft er eine vornehme geistig hochstehende Frau in Bedrängnis durch einen Zudringlichen, befreit sie aus ihrer peinlichen Lage und legt ihr, unwillkürlich fast, ein Bekenntnis ab. Aus dieser Begegnung erwächst ihm Erlösung von seiner seelischen Not. Die Novelle ist ein kleines Meisterwerk des Dichters, ernst, klar, von tiefem menschlichen und sittlichen Gehalt.

—tz—

KARL R. FISCHER: DOKTOR KITTEL. Sagen und anderes Volksgut des Isergebirges. Gablonz a. N., 1932. F. Lutz, Verlag. 48 S., 10 Kr.

Das Büchlein bringt eine Reihe Sagen aus dem böhmischen Teile des Isergebirges, die bei Kühnau nicht verzeichnet sind. Schon darum ist es beachtenswert. Der Sagenkreis um Doktor Kittel ist sehr merkwürdig. Ein Heilkundiger Johann Joseph Kittel lebte wirklich im 18. Jahrhundert in Schumburg als eine Art Wunderdoktor. Um ihn schlang sich ein ganzer Sagenkranz; manches davon erinnert an die alte Faustsage. Der zweite Teil enthält andere Sagen, von Buschmännchen, Pelzelweibern, vom Wassermann, von Irrlichtern und Schatzgräbern sowie einige Volkslieder. Diese sind sämtlich, die Sagen zum Teil in der Mundart, und zwar in brauchbarer Umschrift wiedergegeben. So ist das Heft ein recht guter Beitrag zur schlesischen Volkskunde.

H. J.

Bestens
INFORMIERT SEIN
überall
DABEI GEWESEN SEIN
alles
MITERLEBT HABEN
durch die
Schlesische Zeitung
 gegr. 1741 tägl. 2X

Der Stoßtrupp

Das Monatsheft der
Deutschen Bühne

ist immer spannend
 und interessant

Die Juni-Nummer
 erscheint wieder
 illustriert

Preis: Einzelheft 30 Pfg.

Für Sie und Ihre Familie nur die

„Schlesische Funkstimme“ (blau - weißes Titelblatt)

Das Blatt besten Inhalts und vorzüglicher Ausstattung
Keine bindende Verbandsverpflichtung!

Die „Schlesische Funkstunde“ bietet für
 jeden Abonnenten und seinen Ehegatten

1. eine Verkehrsunfall-Versicherung von **2000 RM.**
 bei Verkehrsunfall mit tödlichem Ausgang

2. eine Sterbegeld-Versicherung von **100 RM.**
 Aufnahme - Alter: Für Verkehrsunfall - Versicherung
 16-65 Jahre, für Sterbegeld-Versicherung 16-55 Jahre

Die ermäßigten Bezugspreise:

Ausgabe A das Blatt für Ortsempfang
 mit Verkehrsunfall- und Sterbegeld-Versich.
 monatlich **1 RM.**, zuzügl. 6 Pf. Zustellgebühr

Ausgabe B das Blatt für Fernempfang
 mit ausführlichem Europa-Programm
 und mit Verkehrsunfall- u. Sterbegeld-Vers.
 monatlich **1.21 RM.**, zuzügl. 6 Pf. Zustellgebühr

Allein in den letzten Monaten über 40 Sterbegeld - Auszahlungen!

Empfehlen Sie bitte die „Schlesische
 Funkstunde“ überall weiter! Je größer
 der Leserkreis, desto höher die Leistungen!

**Verlag „Schlesische Funkstimme“
 T. H. SCHATZKY A. - G.**

Breslau V, Neue Graupenstraße Nr. 7
 Fernruf 244 68, 244 69 und 266 51



Der berühmte Tiroler Kulturroman
 Vornehmer Ganzleinenband **Preis RM. 4.50**
 Unendlich reich ist dieser Roman an Geschehnissen.
 Die innige herzliche Frömmigkeit, die ihn trägt, ist
 aber sein feinsten und bewegendster Zug.

Die Geschichte seines Volkes muß jeder kennen!
 Darum bestellen Sie sich das gute und preiswerte
 Geschichtswerk

Deutsche Geschichte

Von **Prof. Dr. Otto Jauker**
 768 Seiten, 180 Bilder und Karten. Ganzleinen-
 band **Preis RM. 7.20** (statt früher RM. 12.-)
 Durch jede Buchhandlung
Leopold Stocker - Verlag, Leipzig, Postfach 174/75